

## 6. Strukturelle Beschreibung Frau H.

### 1. Segment (Originaltranskriptionstext: Zeilen 1-36)

„I: Ich möchte Sie bitten zu erzählen woran Sie sich erinnern, wie alles so kam, von Anfang an

E: **puh**

I: Ich werde Sie nicht unterbrechen

E: Na ja, wo soll man anfangen? Es ist –eh- also ich bin in .. bei mir ist es sehr sehr –eh- ( ) ( ) nein es ist meine Mutter ist Österreicherin und mein Vater stammt aus Schlesien .. –eh- es ist eine jüdische Familie mein Vater und meine Mutter also und wie sich später herausgestellt hat also mußte sie konnte sie einen Ariernachweis verschaffen also –eh- es handelt sich bei mir immer um um gemischte Sachen ja also mein Vater hatte eine Christin geheiratet er war –eh- meine Mutter war Österreicherin mein Vater stammte aus dieser Gegend die so ganz gemischt auch war deutsch tschechisch m möglich polnisch an der Grenze da an . –eh- Ostrau Troppau und nördlich nordweit und –eh- -mh- mein Vater war also hat sich aufgearbeitet und war sehr wohlhabend er hatte ein Warenhaus gehabt die Mutti war –eh- Sängerin hat eine ganz kleine Karriere nur gemacht und dann hat sie ihn geheiratet da mußte sie von der Bühne weg weil sich das eigentlich nicht so geschickt hat wenn man jemandem vom Theater hat und da hat sie aber zu Hause gesungen und –eh- solche Benefizkonzerte gegeben und das hab ich so als Kind mitgekriegt . ich bin die einzige Tochter und bin eben auch in solchem ganz –mh- ganz –eh- viel vielfachen oder wie soll ich das sagen –eh- Milieu aufgewachsen erstens zweisprachig das heißt bei uns zu Hause hat man vorwiegend deutsch gesprochen mein Vater hat eigentlich kein richtiges tschechisch gesprochen aber so ein Dialekt mit dem man dort fortgekommen ist und ich hab dann eine Kinderfräulein gehabt wie man das so sagt und die war eine Tschechin damit ich von ihr tschechisch lerne was auch geschah –eh- (-) hab eine sehr schöne Kindheit gehabt das in einer großen Familie das jüngste Kind von allen –eh- wie soll ich sagen bemuttert ((lacht)) und es ja es war sehr schön und ging in die tschechische Schule dann was mein Vater also irgendwie hart durchsetzen mußte weil –eh- man hat voraus gedacht das er als Troppauer Bürger und –eh- die Stadt war geteilt also könnte man sagen mehr deutsch als tschechisch und –ehm- er war in verschiedenen Gremien tätig in der Handelskammer und so weiter und man hat ihm eigentlich übel genommen das er mich in die tschechische Schule geschickt hat aber da war mein Vater ein Patriot und er hat gesagt: Wir leben in der Tschechoslowakischen Republik und mein Kind wird in die tschechische Schule gehen und die Landeshauptsprache und so weiter.“

Im weiteren Verlauf der Erzählung wird deutlich werden, dass die Mutter als signifikante Andere in der Erfahrungsaufschichtung eine dominante Rolle spielt. Die enge Bindung zwischen Tochter und Mutter veranlaßt den Vater zu Handlungen, die „er hart durchsetzen musste“ und die man ihm in der „Handelskammer übel genommen“ hatte, weil er sich dazu entschied, seine Tochter auf eine tschechischsprachige Schule zu schicken. Die innerfamiliäre Auseinandersetzung um diese Entscheidung wird nicht erzählt. Das tschechisch-christliche Kindermädchen, eingestellt zur Verbesserung der tschechischen Sprachkenntnisse der Autobiografin, weist jedoch auch auf ein liberales Elternhaus hin, das in einem bilingualen, bireligiösen und multiethnischen Staat der jungen tschechoslowakischen Republik durchaus keine Seltenheit darstellt. Die „sehr schöne Kindheit“ wird erzählerisch

gerafft, was auf das Einleiten biografischen „Trudeln“ hinweist, das im nächsten Segment einsetzt.

## 2. Segment (Zeilen 36-38)

„Ja und das ging alles s s sehr gut und –eh- dann fang fing das Jahr 38 an .. wo ich eigentlich . erfahren hab dass ich eine Jüdin bin weil das wusste gar nicht“.

Für die Autobiografin bedeutet das Jahr 1938 das Ende ihrer bisherigen sorgenfreien Kindheit und markiert einen Wendepunkt in ihrer Biografie. Den Bedeutungszuwachs ihrer Religion, der ihre Identität über den privaten Rahmen des Elternhauses hinaus strukturiert, wird als bedrohliche Fremdzuschreibung erfahren, insbesondere eben als sie erfährt, das sie eine Jüdin ist (was die Autobiografin als Stigmatisierung erleiden muss) und durch die außerfamiliären Entwicklungen eine negative Verlaufskurvenentfaltung einsetzt. Das einleitende „Ja“ markiert als allgemeine Evaluation den Abschluss einer vorausgegangen positiv erfahrenen Lebensphase, die kontrastiv mit den nachfolgenden übermächtigen Ereignissen biografische Relevanz besitzt. Auf verschiedenen Ebenen erfährt sie ihre Ausgrenzung und Stigmatisierung. Die Zuschreibung „Jüdin“ verweist somit nicht auf ein singuläres Ereignis, sondern steht als Symbol für das sich verändernde Selbstbild der Autobiografin, wodurch sie das Identitätsmerkmal „Jüdin“ im Sinne der erlittenen Stigmatisierung ihr Leben lang beibehält. Die Aussage „weil das wusste ich gar nicht“ verweist zum einen auf einen möglichen Vorwurf an sich oder an andere, weil sie nicht wusste, was eine „Jüdin“ ist. Möglicherweise impliziert dies auch einen Hinweis auf das religiös-liberale Elternhaus und auch auf eine aufgeklärte Gesellschaft - oder zumindest auf ein entsprechendes Milieu - welche die Religionszugehörigkeit ihrer Mitglieder nicht fokussiert und demzufolge die Autobiografin diesem Identitätsmerkmal zuvor auch keine Bedeutung beigemessen hatte.

### 3. Segment (Zeilen 38-47)

„wir war auch sehr offen und frei in der Familie was was Religion anbelangt –ehm - mein Großvater war noch sagen wir ein gläubiger Jude –eh- ich glaube er konnte sogar das Hebräische lesen da in in dem Teilen vom Gebetbuch und –eh- mein Vater nicht mehr aber er nahm das als Tradition Pietät in der Art und –eh - mein Kinderfräulein war eine Christin sie war sogar in einem Kloster aufgewachsen und so geschah es das ich mit Vater oder Großvater –eh- zu den Feiertagen –eh - -eh - Tempel also jüdische –eh - -eh- besuchte und –eh- mit meinem Kinderfräulein täglich vor der Schule ein kleines Vater unser –eh- gema gesagt habe in der Kirche, das ging alles herrlich in diese Familie herein“.

In einer detaillierenden Erzählung, die auf die geringe Bedeutung der jüdischen Religion in ihrer Kindheit hinweist, verweist die Autobiografin auf die für sie als Ungerechtigkeit erfahrene Stigmatisierung als „Jüdin“, da sie doch in einem Elternhaus aufgewachsen ist, in dem das Nebeneinander von zwei Religionen problemlos gelebt werden konnte und vielmehr als eine Tradition und nicht als Dogma verstanden wurde. Die Autobiografin bemüht sich um die Darstellung des weltlichen Elternhauses, wo zwar der Großvater noch gläubig und des Hebräischen mächtig war, aber der Vater schon nicht mehr. Der Besuch der Synagoge an den Feiertagen und das Beten des Vaterunser mit dem christlichen Kindermädchen widersprechen der familiären Wirklichkeit nicht.

### 4. Segment (Zeilen 47-57)

„plötzlich waren Kinder in der Schule mit denen man eigentlich früher ganz gut beieinander also normal Schul Schulkinder zwei zwei zweiten Klasse erste zweite Klasse ja . na und plötzlich wurde ich da irgendwie angerempelt das ich eine Jüdin bin was ich überhaupt nicht gewusst habe was das sein soll da damals habe ich mich feste gerauft was ununnatürlich war weil ich war nicht so ein Kind was da –eh - was das überhaupt so konnte mit meinen weißen Strümpfchen und so weiter aber es hat mich furchtbar aufgeregt und so weiter, kann mich erinnern das mein Klassenlehrer der das gesehen der dazu gekommen ist –eh- wie wir uns da prügeln –eh - -eh - das das er mir recht gegeben hat, das werde ich ihm nie vergessen, also ich muss sagen das hat mich immer begleitet und –eh- das geschah so vor der ganzen Klasse“.

Die Autobiografin detailliert in diesem Segment die Erfahrungsinstanz Schule. Sie erlebt als unvermittelt in den Alltag hereinbrechend die Stigmatisierung als Jüdin, was für sie einerseits die Entfremdung von den „rempelnden“ Mitschülern zur Folge hat und andererseits die Solidarität ihres Klassenlehrers beinhaltet. Sie wird aus dem bisherigen Lebensalltag

herausgeworfen, kann das Ereignis in seiner Tragweite nicht erfassen und erlebt es als „plötzliche“ überwältigende Begebenheit. Erneut verweist sie auf den biografischen Wendepunkt, der durch die Stigmatisierung als „Jüdin“ („was ich überhaupt nicht gewusst habe, was das sein soll“) für sie identitätsrelevant wurde. Die moralische Differenzierung der Menschen aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit scheint für sie eine Absurdität zu sein. Möglicherweise beinhaltet diese Sequenz auch eine Anschuldigung an die Eltern, die sie nicht auf die drohenden Gefahren vorbereitet haben. Die übermächtigen Ereignissen in der befremdlichen Außenwelt führen zur allmählichen Isolation. Sie steht der Gewalt ihrer Mitschüler dennoch nicht passiv gegenüber und wehrt sich, und das trotz ihrer „weißen Strümpfchen“, was auf ein besonderes Unrechtsempfinden ihrerseits schließen lässt. Sie scheint sich außergewöhnlich provoziert gefühlt zu haben, so dass sie sich entgegen ihrem bisherigen friedlichen und harmonischen Verhalten mit physischen Mitteln zur Wehr setzt. Sie fühlt sich unbegründet „angerempelt“, aber sie hat sich begründet zur Wehr gesetzt, was auf ihre Desidentifizierung mit dem vermeintlichen Stigma und auf eine veränderte Haltung zum Begriff „Gerechtigkeit“ verweist. Das Verhalten des Klassenlehrers, zumal vor der Zeugenschaft der ganzen Schulklasse, beinhaltet biografische Relevanz („das hat mich immer begleitet“), was ihre moralische Entwicklung nachhaltig beeinflusst hat, indem das Vertrauen in die Solidarität und der diesem Wert verpflichteten Menschen für die Autobiografin eine überlebenswichtige Konnotation beinhaltet.<sup>1</sup> Ihr Sich-Wehren durch das Raufen auf den Schulhof als aktive Form der Wahrnehmung und Reaktion von erlebter Ungerechtigkeit und der anschließenden Billigung durch den Klassenlehrer als Autorität beinhaltet sowohl Genugtuung als auch die Gewissheit, „richtig“ gehandelt zu haben und sich nicht unterzuordnen, was in der Erfahrungsaufschichtung der Erinnerung als positives Erlebnis abgelegt ist und auf eine kontinuierliche identitätsrelevante Ich-Stärke schließen lässt.

---

<sup>1</sup> Der Talmud spricht davon, dass „solange es 36 Gerechte gibt, wird die Erde nicht untergehen“. Für die Autobiografin scheint der Klassenlehrer einen signifikanten moralischen Einfluss hinsichtlich ihres Gerechtigkeitsempfindens gehabt zu haben, was zu einer biografisch relevanten Orientierungsfolie in ihrer moralischen Entwicklung hat führen können.

### 5. Segment (Zeilen 57-65)

„... ja und dann kam und dann waren immer mehr Unruhen –eh- das waren diese Angelegenheiten mit diesem Henlein Angelegenheiten Ange Anhängern wir sind am wir haben am Platz gewohnt ... –eh- also am Hauptplatz eine schöne große Wohnung gehabt und –eh- ich kann mich erinnern dort hat man irgend so eine große Sieges –eh- -eh- Bogen aufgebaut und es waren sehr oft –eh- große Veranstaltungen und dann hat man angefangen uns Steine ins Fenster zu werfen und kann ich mich erinnern wir haben Teppiche vor die Fenster gehängt und so weiter und ich konnte nicht mehr allein auf die Straße gehen weil meine Eltern Angst gehabt haben wegen mir“.

Die in der Schule erfahrene Stigmatisierung wird durch das Einwerfen der Fensterscheiben als Eskalation und als kollektiv-familiäre Erfahrung erlebt. Die elterliche Wohnung verliert ihre Schutzfunktion und somit können auch die Eltern ihrer Tochter nicht mehr den nötigen Schutz gewähren, der in das Verbot mündet, dass die Autobiografin nicht mehr allein „auf die Straße“ gehen darf. Die räumliche Einengung wird zur sozialen Enge, die äußeren politischen Ereignissen verschmelzen mit dem individuell-familiären und dem eigenindividuellen Erfahrungsraum. Die Fürsorge der Eltern wird verstanden als Angst um die Autobiografin („weil meine Eltern Angst gehabt haben wegen mir“). Dadurch wird der Verlust der Schutzfunktion durch die Eltern ausgeblendet und gleichzeitig der familiäre Zusammenhalt mit seinen signifikanten Anderen in Person von Vater und Mutter aufrechterhalten bzw. gefestigt.

### 6. Segment (65-78)

„ja und das ist dann soweit gegangen, dass wir bei –eh- -eh- wann war das (((überlegt))) September .. –eh- 38 nicht? das –mh- das mein Vater plötzlich gekommen ist und hat gesagt: Wir müssen schnell weg ja/

Sag ich das nicht zu sehr .. zu breit?

I:

Mir kommt

es auf ihre Perspektive an

E:

Ja ja .. na ja, dann sind wir weg also in einer Art das wir auch noch irgendwas mitnehmen konnten weil mein Vater durfte es waren doch Möglichkeiten hin und her zu fahren ein bisschen aber .. kurz das meiste blieb das meiste mussten wir zurücklassen .. kamen dann in eine mittelmährische Stadt ( ) zu deutsch XX-Stadt sehr schon ganz tschechische Stadt wo es mir gar nicht gefallen hat ich bin weiter in die Schule gegangen .. und –eh- ja man hat sich als Immigrant im eigenen Land gefühlt und“.

Die Eskalation der Ereignisse führt beim Vater zu der Entscheidung, dass die Familie ihre Wohnung und ihre Heimat verlassen muss. Für die Autobiografin

erscheint diese Entscheidung „plötzlich“ erwogen worden zu sein, da sie an den entsprechenden Diskussionen wegen ihres jungen Alters und der elterlichen Fürsorge nicht beteiligt war. Aufgrund der räumlichen Nähe des Zufluchtsorts zum ehemaligen Wohnort war es möglich, einige Male persönliche Gegenstände, Objekte der Identitätsausstattung, in die neue Wohnung zu schaffen. Die Stadt wird als „schon ganz tschechisch“ abgelehnt und die Gefühlslage wird mit „man hat sich als Immigrant im eigenen Land gefühlt“ wahrgenommen. In diesen Aussagen drücken sich das Unbehagen und das Unverständnis aus, die sich aufgrund der unfreiwilligen Binnenmigration entwickelten. Angesichts des zunehmenden Antijudaismus und der Entfremdung von der staatsbürgerlichen Identität einer tschechische Familie und der durch die politischen Entwicklung aufgezwungenen Identifikation als eine jüdische Familie wird der neue Wohnort in seiner symbolischen Funktion als eine Station wider Willen in der familiären Odyssee ungeliebt bleiben.

### 7. Segment (Zeilen 78-93)

„und –eh- dann kam das Jahr 39 wo wo wir .. –eh- wo wo also das Protektorat Böhmen und Mähren wo die Besetzung war durch die –eh- durch die deutsche Armee und .. und das Protektorat errichtet und dann kamen schon nacheinander die Beschränkungen .. was die jüdische Bevölkerung anbelangte und das ging so immer wieder weiter etwas also –eh- Judenstern tragen –eh- abends nicht auf die Straße gehen wir durften als Kinder keine Spielplätze –eh- (((stammelt viele unverständliche Silben))) also Schlittschuh also man konnte sich nirgends spielen alle diese Plätze waren untersagt also es war wir haben –eh- konnten nur irgendwie außerhalb der Stadt war so eine Fläche wurde ein Spielplatz gemacht provisorisch für ham wir uns das also gemacht .. und dann ging es auch das ich nicht mehr in die Schule gehen konnte ich habe die fünfte Klasse beendet also hab dort dritte vierte fünfte ja Volksschulklasse hab dann die Aufnahmeprüfung in das Gymnasium gemacht also ich habs bestritten und hab dann einen Brief bekommen, dass es nicht möglich ist aus Rassengründen dass ich auf dass ich also . die Schule das Studium antrete .. **ja** es waren es waren –eh- -eh- durch diese Nürnberger Gesetze die da geltend gemacht worden sind“.

Mit der Errichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ im Jahre 1939 werden auch die Realisierungsmöglichkeiten der individuellen Bedürfnisse und Handlungsplanungen der Autobiografin schrittweise eingeschränkt. Nach den Diskriminierungserfahrungen werden auf dem Weg ins Konzentrationslager Ausgrenzungserfahrungen alltäglich. Neben den für andere sicht- und wahrnehmbaren Stigmatisierungsobjekten wie z.B. des

Judensterns, sind die Einschränkungen z.B. für den Besuch eines Spielplatzes biografisch relevante Aspekte der Fremdbestimmung. In der Schnittmenge der politischen und gesellschaftlichen Ereignisse wird der Grad der Ausgrenzung sichtbar. Die persönlichen Verlusterfahrungen hinsichtlich der räumlichen Einschränkungen, werden durch die Einrichtung von Spielplätzen für jüdische Kinder außerhalb der Stadt nicht aufgefangen. Nichts scheint mehr beständig zu sein. Das zeitliche Empfinden wird nur noch in Phasen wahrgenommen, so dass der Spielplatz auch nur noch als „provisorisch“ eingerichtet erinnert wird. Im dem Maße, wie die gesellschaftlichen Freiräume eingeschränkt werden, wird versucht, durch die Schaffung einer eigenen inneren Welt den Verlust an Freiheit zu kompensieren. In dieser Illusion können die Kinder zunächst weiterspielen, was als verzweifelter Kampf gegen das Unvermeidbare, aber auch als Akt der Selbstbehauptung, vielleicht auch als Form der sekundären Anpassung gegenüber den Nationalsozialisten interpretiert werden kann. Daneben symbolisiert die Separation von Kinderspielplätzen das Auseinanderfallen eines gewachsenen gesellschaftlichen Gefüges und offenbart damit auch dessen eigenes Versagen. Für die Autobiografin bedeutet dies eine Trennung für immer. Gravierend wird die Bewusstwerdung über das Anderssein insbesondere durch das Verbot des weiteren Schulbesuchs aus „Rassegründen“. Das Bestehen der Aufnahmeprüfung für das Gymnasium kann biografisch nicht als Erfolg gewertet werden, da umgehend die Ablehnung für den Schulbesuch aus Gründen, die die Autobiografin nicht zu vertreten hat, erfolgt. Die Abwehr der von außen aufgezwungen vermeintlichen individuellen Unzulänglichkeit wird nicht auf die Stigmatisierung als Jüdin zurückgeführt, sondern auf die „Nürnberger Gesetze“, deren Existenz von den individuellen Selbstvergewisserungsbemühungen abstrahiert werden kann und somit vordergründig rationalisiert wird. Die fragmentarische Erzählweise verweist auf eine Furcht vor dem Eintauchen in den einstigen Handlungsraum und den daraus resultierenden Erfahrungen. Als Manifestation der Isolation beweist sich der Rückzug der Autobiografin aus dem kindlich erfahrenen gesellschaftlichen Leben – jedoch ohne dabei zu resignieren. Die zugewiesene Identität wird dabei sozusagen als Notidentität übernommen,

wobei ihr phasenhaftes Denken die Bedeutung des zeitlichen Erfahrens offenbart („provisorisch“). Die Konstruktion einer heil(sam)en Welt mit der Illusion derselben, in der die Autobiografin und die anderen Kinder ihre Spiele fortsetzen konnten, verweist mit ihrer hochgradigen Entrücktheit auf die übermächtige Situation, in der sich die Autobiografin in der Erzählung wiederentdeckt und auf die damaligen eingeschränkten Reaktionsoptionen verweist. Im Kontrast trügerischer Hoffnungen versucht sie sich in der erlebten Geschichte zu behaupten. Dabei zeichnet sich ab, dass die Trennung der Spielplätze auf eine dauernde Trennung vom bisherigen Leben verweist.

#### 8. Segment (Zeilen 94-103)

„ehm- bei uns war es auch so –ehm- meine Lage war, dass ich als Geltungsjü Mischling ich weiß nicht ersten oder zweiten welches Grad das jetzt war .. –eh- als Geltungsjüdin dann anerkannt worden bin weil die Mama hat zwar als Arierin Arierin gegolten und aber ich war seit Geburt Geburt war ich an jüdischen Glauben an also eingetragen und man wollte die Eltern wollten zwar etwas noch .. retten was sie konnten und haben mich taufen lassen ich wurde also 39 getauft und es hat sich gezeigt es ist zu spät gewesen weil –eh- die Stichjahre waren 1935 also entweder sogenannte liegend getauft hieß es dort oder bis 35 und später ging es nicht also man hat versucht alle möglichen Dinge zu machen das sich das in diesen Matriken irgendwie rückverlegen kann aber das . ist nicht gelungen“.

Der sprachlichen Diskriminierung gemäß galt die Autobiografin als „Geltungsjüdin“. Für die Eltern war das Leugnen der Religion des Vaters und der Tochter eine letzte Möglichkeit, das Leben der Autobiografin zu retten. Im Jahre 1939 wird sie getauft, was jedoch von den nationalsozialistischen Behörden nicht mehr anerkannt wird. Somit setzt sich die deutsche Bürokratie über kirchliches Recht hinweg und verwehrt ihr die Rettung. Die Not der Situation und die Angst der Eltern werden in den Bemühungen um die Manipulation von Daten deutlich. Letztlich scheitern alle Bemühungen und die Realisierung der Ausgrenzung, ohne die Möglichkeit einer Alternative, bestimmt die Wirklichkeit der Autobiografin.



### 9. Segment (Zeilen 103-126)

„also so war ich so war so mußte sind alle alle Verordnungen –eh- die also gegen die jüdische Bevölkerung –eh- erlassen worden sind haben mich also voll getroffen .. Na ja und dann .. ja wir haben wir haben dann irgendwie doch etwas gelernt weil wir –eh- obwohl es eigentlich nicht erlaubt war weil man durfte sich nicht, wie sagt man, versammeln in größerer in größeren –eh- -ehm- es war Versammlungsverbot ja also wenn mehrere Leute in einer Wohnung waren die dort nicht gewohnt haben war könnten schon Unannehmlichkeiten sein also trotz diesem Verbot hat man haben die Eltern untereinander –eh- eine Art Unterricht organisiert weil es waren ja auch eine Reihe von Lehrern die die nicht unterrichten durften und da kann ich mich erinnern, dass wir so sechs sieben ich weiß nicht mehr genau Kinder also –eh- sind wir immer eine je eine Woche -ehm- bei einer Familie von diesen Kindern haben wir uns versammelt und haben dort Unterricht so wurden unterrichtet damit wir nicht vollkommen .. ohne Schule sind .. ich kann mich erinnern, dass wir dass man uns gesagt hab wir sollen nicht wir sollen keine Akte Schultasche tragen wir sollen wir sollen nicht zusammen gehen damit das nicht irgendwie damit das nicht auffällig ist also da haben wir immer einen nach den andern hat sich ins Haus geschlichen ((schnell)) und sich einer nach den andern wieder aus dem Haus geschlichen + .. ((holt tief Luft)) ((laut)) Na ja + es war immer wieder immer unangenehmer weil man durfte dann auch nicht mehr am Trottoir gehen man musste –eh- au au auf der Straße gehen –eh- auf der Straße unterm Trottoir gehen uns so weiter also –eh- dann kamen na natürlich kein Theater kein Kaffeehaus kein Restaurant keine gefrorenes Essen also –eh- wie das alles wie das hat alles vor sich gegangen ist“.

Die Autobiografin realisiert, dass sie den „Verordnungen“ hilflos ausgeliefert ist. Die Eltern bemühen sich um die Milderung der Folgen für ihre Tochter, schließen sich mit anderen Eltern zusammen und organisieren im Untergrund einen privaten Schulunterricht für ihre Kinder. In ihrer Erinnerungsaufschichtung sind besonders der konspirative ‚Charme‘ dieser Illegalität abgelegt. Andererseits sind ihr die Gefahren durchaus bewußt, bleiben aber unterdrückt, wenn auch nicht verharmlosend, damit die Situation nicht über das angespannte Maß an Erträglichkeit eskaliert. Dabei sind Rationalisierungsbemühungen der Autobiografin deutlich. Die Bemühungen um zukunftsorientierten Aktivitäten unter einer zur Passivität zwingenden Herrschaft sind zur Aufrechterhaltung von Ich-Identität - und hier insbesondere der Wert von Bildung für die Kinder - bedeutsam. Im letzten Teil des Segments scheint es sich um später erworbenes Wissen oder um Fremdwissen, welches durch die Eltern erworben wurde, zu handeln, da sie als Kind nicht Kaffeehausgängerin o.ä. gewesen sein mag.

### 10. Segment (Zeilen 126-150)

„und ab 1941 –eh- gingen dann nach und nach –eh- die Transporte –eh- nach Theresienstadt ... damit war verbunden das die ganzen Leute die ganzen Wohnungen verlassen mussten –eh- nur mit einem gewissen ich glaub 20 Kilo also was man mit sich tragen konnten mitnehmen durften und –eh- nach und nach sind alle nach Theresienstadt deportiert worden also inklusive meine Großeltern mein Großvater war 86 die Großmutter war 83 und so weiter .. und –eh- das ging also das dauerte insgesamt also das Ganze irgendwie bis zum Ende des Jahres 42 .. und .. –eh- dann dann –eh- hat es angefangen also die Mischlinge zu betreffen .. und das war dann mein Fall also ich wurde dann nach ich hab dann eine ((laut)) wobei man diese Sachen irgendwie überhaupt nicht wusste + wie sie vor sich gehen also man hat immer nur –eh- gehofft gehofft es wird nicht noch ärger und noch ärger ja? man hat immer gesagt ja es wird Zeit und es wird nicht alles so kommen und –eh- man hat sich immer an etwas das wenige was man noch gehabt hat –eh- geklammert und –eh- .. eigentlich hat überhaupt niemand geahnt wie arg es werden kann und was eigentlich bevorsteht ... ja und ja ich musste dann hab die Berufung bekommen also nach Theresienstadt im Juni 43 ... na meine Mutter hat –eh- vorher ( ) wie man vorher so gesagt hat vielleicht kommt es auch dass die Mischlinge gehen müssen ((schnell)) so war das immer + da hat man da hat man natürlich alle möglichen Versuche gemacht, ich weiß ein Plan war nach Ungarn zu gehen wo man damals gehört hat das es irgendwie –eh- ruhiger ist und das diese Deportationen nicht waren und so weiter also es ist (((verzweifelt))) man war aber wie in einer Falle es ging nicht man konnte nicht raus + und diese diese –mh- -mh- Ma Möglichkeiten also diese Sachen dass man da in der Nacht durch die Grenze durch den Wald –eh- irgendwo geht das war scheinbar auch alles zu riskant“.

Mit den 1941 beginnenden Deportationen in die Konzentrationslager wird ein weiterer Schritt der Judenverfolgung im „Protektorat“ eingeleitet. Für die Autobiografin sind die allgemeinen Aussagen über das Verlassen der Wohnungen und die Menge des erlaubten Gepäcks vordergründiger als die Deportation der Großeltern, die mit „also inklusive meine Großeltern“ eingeführt werden und lediglich mit der Erwähnung ihres Alters dargestellt werden. Erzähltechnisch befindet sie sich in der Einleitung ihres eigenen Erleidens, das mit ihrer Deportation fokussiert wird und anschließend detailliert werden muss. Die Deportation der Großeltern besitzt nicht jene biografische Erleidensdynamik und Darstellungsbedeutung wie das eigene Erleiden, das erst mit „dann hat es angefangen also die Mischlinge zu betreffen“ als Realisierungshöhepunkt der eigenen Gewalterfahrung verstanden wird. Das stufenweise Erleiden („gehofft es wird nicht noch ärger und noch ärger“) und die sich schrittweise zerstörende Hoffnung veranlassen die Mutter nach dem Deportationsbefehl für die Tochter zu nicht realisierbaren Vorstellungen über die Rettung ihres Kindes („ich weiß ein Plan war nach Ungarn zu gehen“), die scheinbar zu „riskant“ waren. Die Ohnmacht nach der Bewusstwerdung, dass die Tochter wirklich deportiert werden soll, wobei der Vater durch die Ehe mit einer „Arierin“ zunächst vor einer Deportation geschützt zu sein scheint, lassen alle Handlungsoptionen nicht umsetzbar erscheinen. Der Spielraum individueller Handlungsaktivität

ist auf ein Minimum reduziert und kann die Tochter nicht vor der Trennung von ihren Eltern bewahren.

### 11. Segment (150-153)

„... also also ich ging dann auch zum Schluss kam nach Theresienstadt, die Eltern blieben zu Hause also ich ging allein war 14 Jahre ja und dann war ich von 43 bis bis –eh- Kriegsende war ich dann in Theresienstadt also ich bin zum Glück nicht weitergegangen“.

Als das Resultat einer Ereigniskette des Erleidens wird die Autobiografin „zum Schluss“ allein nach Theresienstadt deportiert. In Vorwegnahme der biografischen Bedeutung, dass sie „zum Glück nicht weitergegangen“ ist, d.h. in kein Vernichtungslager deportiert worden ist, leitet bereits an diesem Punkt der Erzählung das biografische Leitschema „Nicht-Opfer-Sein“ ein. Die Autobiografin versteht sich bereits in diesem Segment als jenen Personen gegenüber privilegiert, die nicht das „Glück“ hatten, ihre Befreiung in Theresienstadt zu erleben. Diese Positionierung hinsichtlich einer Relativierung des Opferstatus leitet eine biografische Orientierung ein, die auf eine erfolgsorientierte Selbstvergewisserung gerichtet ist und die auf die Prozessstruktur eben jener biografischen Wandlung hinweist, noch bevor die Erleidenserfahrungen in Theresienstadt erzählt worden sind.

### 12. Segment (Zeilen 153-160)

... die Eltern waren zu Hause meine Vater sollte dann in –eh- in Januar –eh- 45 weil da waren wieder diese ganzen sollte man die die Teil den jüdischen Teil der Mischehen nach Theresienstadt –eh- -eh- sind so nach und nach gegangen aber meine Mutter ist gelungen –eh- den Vater davon zu retten weil ich weiß nicht sie hat ihn in ein Krankenhaus gelegt und da war wieder ein Arzt der hat uns hat ihr geholfen dass er eigentlich dann zu Hause geblieben ist ... No das ist eigentlich so im Rahmen ((lacht)) im Rahmen .. –eh- dass dass dieser Lebenslauf bis bis Theresienstadt ((7 Sek.))

Mit diesem Segment beendet die Autobiografin ihre Erzählung des „Lebenslaufs bis Theresienstadt“ („das ist eigentlich so im Rahmen“) auf der Folie der kollektiven Verfolgung. Die Erwähnung der Rettung der Vaters vor der bevorstehenden Deportation durch das beherzte Eintreten der Mutter und der Hilfe eines Arztes scheint nur der Vollständigkeit halber Erwähnung zu



ist und was nicht“). Die Verwendung des Terminus „lebenswichtig“ scheint im Kontext der Schule zu einer Werteverchiebung geführt haben. Die Autobiografin erwähnt zwar ihr Nachsehen im Unterrichtsstoff, doch aufgrund ihrer Erfahrungen sind die Bedeutungszuschreibungen verlagert worden, was einen Überlegenheitsanspruch gegenüber den anderen Mädchen zu implizieren scheint. Daneben wird der Erfolg, der mit der gelungenen Aufnahme in die Schule und dem mit Koketterie erwähnten „Test als Katastrophe“ erzählt wird, fortgesetzt. Die vordergründige Darstellungsabsicht der „Erfolgsbiografie“ wird aufrechterhalten.

#### 14. Segment (Zeilen 181-188)

„also ich hab zum Beispiel –eh- war dort ein Mädchen welches dort eine schlechte Note wie sagt man Fünfer/

ihr habts auch ne? hatte eine Fünfer weiß ich aus aus irgendeinem bekommen und sie hat furchtbar geweint ja und ich konnte nicht verstehen wie man wegen so etwas weinen kann ja? also es war vollkommen, die Sorgen die die die meine Mitschüler hatten waren mir so fremd ja? und ich hatte eine ganz andere Welt in mir ((leise)) in dem Moment +“.

In diesem Segment detailliert die Autobiografin erzählerisch ihr „Anderssein“ und plausibilisiert anhand eines Beispiels aus der Schule ihre Selbstbeschreibung. Es ist ihr nicht verständlich, wie man wegen der Schulnote „Fünfer“ weinen könne. Sie reflektiert einen Unterschied zwischen ihr und ihren Mitschülern („die Sorgen, die meine Mitschüler hatten, waren mir so fremd, ja?“) und kommentiert diesen Unterschied mit „und ich hatte eine ganz andere Welt in mir in dem Moment“. In diesem Moment der Erzählung verläßt die Autobiografin die Orientierungsfolie „Erfolgsbiografie“ und realisiert die unterschiedlichen Wirklichkeitskonstruktionen zwischen ihren Mitschülern und sich. Die Sprachlosigkeit bei der Realisierung dieser zwischenmenschlichen Gegensätzlichkeit wird jedoch nicht weiter erzählt und bleibt fragmentarisch, was in der ausgeprägten Begriffswahl („Welt“) zur Plausibilisierung des Unaussprechlichen, des erlittenen Traumas der Verfolgung und der Kontrastierung der Innen- und der Außenwelt zum Ausdruck kommt. Daneben wirbt die Autobiografin um Verständnis für ihr

„Anderssein“, das sich interessanterweise im späteren Verlauf der Biografie als vermeintlich positiver Erfahrungsbonus erweisen soll.

### 15. Segment (Zeilen 188-202)

„ja wir sind dann ich bin eigentlich –eh- wir sind kurz darauf –eh- .. ich hab diese Schule nur ein paar Monate besucht und wir sind dann wieder zurück also in meine Vaterstadt –eh- ich bin in Wien geboren also in der Geburtsstadt von meiner Mutter aber ich hab sonst immer in Troppau gelebt in (*tschechischer Name der Stadt*) und wir sind zurück die Stadt war schwer schwer kriegsbeschädigt und mein Vater hat man dort sehr freudig aufgenommen und er hat Subventionen bekommen dass er dass er das Haus und das Geschäft wieder aufmacht also es war alles ( ) also man hat Anlagen bekommen und so weiter und hat vieles wieder aufgebaut und da er er der einzige war bis auf zwei Cousin also zwei Cousins eine Cousine und ein Cousin die haben Auschwitz überlebt und sind zurückbekommen aber die ganze Familie von zirka .. 15 Personen sind alle ums Leben gekommen also er war eigentlich von seiner Generation der einzige Überlebende dadurch das er meine Mutter geheiratet hat .. also –eh- er hat –eh- er war froh dass er irgendwie weitermachen kann und man gedacht es geht wieder aufwärts und das ganze Glück hat drei Jahre ge gedauert“.

Die Familie zieht zurück in die „Vaterstadt“ und läßt die unbequeme Wirklichkeit in Mittelmähren zurück. Es soll ein Neuanfang gewagt werden, das durch die freudige Aufnahme des Vaters in die ansässige Geschäftswelt zunächst erfüllt wird. Neben zwei Cousins hat der Vater, als Mitglied seiner Generation, als einziger den Holocaust überlebt – und das nur durch die Heirat mit der christlichen Mutter. Es ging also „wieder aufwärts“, doch das „ganze Glück hat drei Jahre gedauert“. Dieses Segment steht als Einleitung des Beginns einer negativen Verlaufskurvenentwicklung des Vaters. Die Autobiografin erwähnt sich in diesem Segment lediglich zu Beginn und bleibt darüber hinaus an dem Geschehen und dem anfänglichen Erfolg des Vaters emotional unbeteiligt. Die Entfremdung zwischen Vater und Tochter findet hierin seinen weiteren Verlauf und deutet auf parallele Entwicklungen in der Handlungsplanung und Orientierungskompetenz der Autobiografin hin, was als verzögerte Beendigung der Kindheit im Elternhaus beschrieben werden kann, die durch die Verfolgung unterbrochen wurde und an die in der Nachkriegszeit im Mutter-Vater-Tochter-Verhältnis nicht mehr angeknüpft werden konnte.

### 16. Segment (Zeilen 202-207)

„und dann kam der kommunistische –eh- also wie sagt man Putsch oder Machtübernahme und die Sache –eh- ging insofern von neuem anders man alles was er da die drei Jahre aufgemacht hat wieder verstaatlicht und weggenommen hat ((lacht)) also das war also das war für ihn persönlich war das –eh- -eh- das letzte was er erwartet hat und er er war seit dieser Zeit dann absolut gebrochener Mann“.

Wieder verwirft ein politisches Regime die Handlungsplanung der Familie. Im Grunde betrifft dieser erneute Eingriff in die individuellen Orientierungen größtenteils den Vater („alles was er da die drei Jahre aufgemacht hat [wurde] wieder verstaatlicht und weggenommen“). Wohl als Ausdruck bitterer Ironie des Lebens ist das Lachen der Autobiografin nach dem Erzählen dieser Sequenz zu verstehen, bleibt sie doch gegenüber ihrem Vater distanziert („für ihn persönlich“), somit auch von der Geschichte der Familie, und schreibt ihm auch keine neue Entwicklungsmöglichkeit mehr zu („er war seit dieser Zeit dann [ein] absolut gebrochener Mann“).

### 17. Segment (Zeilen 207-217)

„und ich hab dann doch nach einigen –eh- Herumirren was mit mir los sein wird was ich machen soll –eh- weil ich wollte immer irgendwas mit Musik machen –eh- aber wußte nicht genau was und bei allem habe ich natürlich ein Abitur gebraucht .. und bin zum Schluss –eh- hat man mir geholfen –eh- im also ist man mir sehr zugekommen am –eh- am Gymnasium in *XX-Stadt* wo man für mich ein Programm ausgearbeitet hat –eh- dass ich –eh- dass ich also das ganze Studium irgendwie nachhole also in Block und dass ich dann damit ich Abitur ablegen kann was dann mir gelungen ist an ein sagen wir etwas länger als einem Jahr hab ich ((lacht)) das alles im Block –eh- ja also da war ich wieder älter als alle anderen dort also ich hab aber im Jahre 52 also das heißt ich war 23 also hab ich das Abitur abgelegt ... /“.

Die Autobiografin betreibt die Loslösung von der Familie, entwirft eigene Handlungspläne und realisiert diese auch. Die Bedeutung von Bildung wird in dem Bemühen erkennbar, zunächst das Abitur abzulegen. Eine Strategie in der Transformation ihrer zunächst fragmentierten Bildungsgeschichte zu einer beruflichen Erfolgsbiografie deutet sich an. Der Wunsch „irgendwas mit Musik [zu] machen“ scheint nicht mehr nur ein utopischer Traum zu bleiben, sondern kann realisiert werden – aber eben nur mit Abitur. Von seiten der Schule bekommt sie dahingehend Unterstützung, das sie sich in etwa einem Jahr den ganzen Abiturstoff erarbeitet kann und anschließend erfolgreich mit 23 Jahren die Abiturprüfung ablegen kann. Sie fühlt sich wieder in die Welt

der Nicht-Stigmatisierten integriert und ihr scheinen die „anderen“ nicht mehr fremd zu sein.

### 18. Segment (Zeilen 218-234)

„sag man das abgelegt?

I: Ja

E: Ja, und da ich damals schon irgendwie sehr aktiv war mit irgendwelchen Organisation Organisations- –eh- organisieren von –eh- Musikprogrammen und so hat man mir eine eine Befürwortung gegeben –eh- an die Prager Universität hier an das musikwissenschaftliche Studium –eh- weil das war schon diese Zeiten wie die da hier angefangen haben das man zu allem eine eine Befürwortung –eh- -eh- gebraucht hat also es war immer so obwohl der Vater Kapitalist war also da war er wieder zuerst war (((ironisch))) hab ich das Schicksal gehabt das ich einen jüdischen Vater gehabt hab und dann hab ich das Schicksal gehabt das ich einen kapitalistischen Vater gehabt hab + ((lacht)) ja also obwohl haben sie mich da sehr ja und mir gelang es dann an die Hochschule zu kommen was nicht einfach war weil –eh- ich hab doch die ganze Zeit gespürt –eh- wie viel Lücken ich da hab ja? also überhaupt bei einem humanistischen Studium es hätt mich bei jedem Studium hätt mich das bei technischen noch mehr .. ((laut)) na ja +, ich hab das dann doch –eh- doch ist es mir im Laufe dieser fünf Jahre von dem Studium gelungen –eh- da irgendwie aufs Reine zu kommen“.

Aufgrund ihres Engagements bekommt sie die Genehmigung zur Aufnahme des musikwissenschaftlichen Studiums an der Prager Universität. Das ist für sie um so bedeutender, weil im kommunistischen Regime „man zu allem eine Befürwortung gebraucht hat“. Wieder hat sie eine Hürde überwunden und sie ratifiziert das System von Leistung und Erfolg. Die für sie größte Bürde und Hürde in ihrer Biografie scheint der Vater gewesen zu sein („hab ich das Schicksal gehabt, dass ich einen jüdischen Vater gehabt hab und dann hab ich das Schicksal gehabt, dass ich einen kapitalistischen Vater gehabt hab“). Über ihren Kommentar lacht sie, doch sie hat es ganz allein geschafft, „obwohl“ der Vater ihr diese Bürde auferlegt hat. Sie scheint sich dadurch zweifache Anerkennung verdient zu haben und beschreibt damit symbolisch ihre endgültige Loslösung vom Elternhaus und vor allem vom Vater, der seine Vorbildfunktion definitiv verloren hat. Und obwohl der Autobiografin aufgrund von „Lücken“ das Studieren schwer fällt, schafft sie es „irgendwie aufs Reine zu kommen“ und schließt erfolgreich das Studium ab. Die berufliche Erfolgsbiografie erreicht einen weiteren Höhepunkt.



### 19. Segment (Zeilen 234-260)

„... ja, ich hab dann promoviert an der Karls-Universität 57 hab dann Glück gehabt weil damals hat man ein –eh- Institut gegründet –eh- wo man ein Institut für Theater –eh- und man hat gesucht jemanden der sich mit –eh- Musiktheater –eh- befasst und –eh- da hab den Concours hab ich gewonnen –eh- und bin angetreten direkt bei der Gründung dieses Institutes also mit der mit der mit dem Fach also Musikdrama musikdramaturgische Abteilung dort geplant worden ist anzutreten **ja** ich hab immer ich wollte immer mehr Praxis machen ich war nie ein rein wissenschaftlicher Typ also –eh- es hat mich immer schrecklich wenn ich gesehen hab was die da alles machen sollten und das ich da in Archiven sitze und so weiter und es .. und da hab ich immer so –eh- -eh- zur Praxis rüber geguckt und auch versucht hab im Rahmen meines Studiums an der Universität hab ich noch einen –eh- Operregiestudium –eh- hinterlegt an der an der ( ) Musikhochschule .. und hab eigentlich immer gedacht dass ich durch dieses Theaterinstitut weil ich –eh- es also auch ein Fachinstitut war aber auch ein gewisses informatives –eh- Institut für das Kulturministerium also sie haben sich an uns gewendet wenn sie wenn sie bestimmte Fragen von diesem Bereich wissen wollten also war hatten wir eigentlich hatten wir auch die Verpflichtung das wir –eh- alle Theater die im die im Lande waren besuchen regelmäßig also so kam ich im Bereich in Berührung also konnte ich praktisch alle Operntheater die hier sind besuchen was was hierzulande viele sind also wir haben heute noch zehn Operntheater Opern .. und –eh- und das hab ich so damit kokettiert dass ich da vielleicht rüberspringt das das irgendwo eine Möglichkeit wär als Regie irgendwie zu machen aber dazu ist es nie gekommen weil man nirgends eine Frau wollte s s ist doch immer so gewesen und und ... na ja also da kam es halt das ich 30 Jahre ein in diesem Institut war . also ich hab eigentlich das Glück gehabt dass ich mein ganzes also meine ganze –eh- Tätigkeit in den ganzen Jahren war ich an einem Institut –eh- war ich angestellt“.

Nicht ihre eigene Leistung, sondern das „Glück“ – damit beginnt und endet das Segment - führt sie auf der Karriereleiter wieder ein Stück nach oben. Sie hat den „Concours“ gewonnen, der ihr die Mitarbeit an dem neuen „Institut für Theater“ in Prag ermöglicht. Bescheidenheit und Koketterie sind in der Erzählung sich ergänzende Stilmittel. Wesentlich an diesem Segment ist die innere Freiheit, die die Eigenständigkeit vom Elternhaus und das Verfolgen einer individuellen Handlungsorientierung dominiert. Selbst der Rückschlag, dass sie die Handlungsabsicht Opernregisseurin zu werden – nach zusätzlichem Studium der Opernregie – nicht realisieren konnte, wiegt im Rahmen erfolgreicher Handlungsrealisierungen nicht sehr schwer. Daneben waren es auch nicht ihre Leistungen, die möglicherweise nicht zu ihrer Berufung geführt haben könnten, sondern sie wehrt diesen Rückschlag mit der Diskriminierung von Frauen ab und deutet diesen nicht als persönlichen Mißerfolg („weil man nirgends eine Frau wollte, ist doch immer so gewesen“). Da sie von ihren anderen Tätigkeiten getragen wird, bleibt die berufliche Erfolgskarriere davon unberührt, zumal der berufliche Höhepunkt noch bevorsteht.

## 20. Segment (Zeilen 260-275)

„und muss sagen dass es in den Jahren die uns bevorstanden –eh- die auch eine Reihe unangenehmer Sachen mit sich brachten also mit verschiedenen Zensuren und was sich da halt alles getan hat und im künstlerischen Bereich was die Oper nie sehr betroffen hat es ging immer an das Schauspiel also die Musik war nicht so gefährlich, gefährlich war das Wort, nicht? ((lacht)) Und –eh- das sich das man das ganz gut überbrücken konnte also es kam ja nichts –eh- nicht Drama also nicht sehr gefährdet .. ((holt tief Luft)) (((erschöpft))) (-) und + ((laut)) Na ja, und + dann dann hab ich nach 30 Jahren hab ich hab ich gesagt jetzt reichs .. habe ich das erste Mal in Rente gegangen mit den mit den Plan also ich habe eine einen Vertrag dass ich an zwei Büchern arbeitete an einer Geschichte an einer Theatergeschichte von einem –eh- sehr bekannten und sehr interessanten –eh- Opernensemble und .. und hab schon damals eine einen –eh- Antrag gehabt Vorschlag gehabt dass ich ein Opernlexikon welches in der DDR erschei erschienen ist ins Tschechische übertrage aber auch editorisch also bearbeite ja, also das ganze war vom Jahre acht 87 88 also“.

Die Grenzen der Toleranz des politischen Regimes der Tschechoslowakei reichen bis in die Opernwelt der Autobiografin hinein. Angesichts der Wahl eines scheinbar relativ unpolitischen Betätigungsfeldes lässt die Zensur sie unbeeindruckt („was die Oper nie sehr betroffen hat, es ging immer an das Schauspiel“). In ihrer biografischen Erfahrungsaufschichtung blieb die vermeintliche, für sie jedoch wirkliche, Gefahr des Andersseins dominant. Die Unverfänglichkeit der Opernwelt mit ihrer Musik und harmlosen Texten bietet einen Schutz, der es ihr dennoch ermöglicht, sich auszudrücken und das Gefühl von Freiheit zu verinnerlichen, was den Mitarbeitern des Schauspiels nicht möglich schien („also, die Musik war nicht so gefährlich, gefährlich war das Wort“). Das Bemühen um Anerkennung ist ihr von lebenswichtiger emotionaler Bedeutung. Auf dieser Orientierungsfolie ist auch die Aussage zu verstehen, dass sie nach 30 Jahren Tätigkeit „das erste Mal in Rente gegangen“ ist. Es sollte noch nicht der Höhepunkt der beruflichen Karriere erreicht sein. Die Edition von zwei Büchern scheint nur ein Zwischenspiel der weiteren Verwicklung von persönlicher und politischer Entwicklung im Leben von Frau H. zu sein.

## 21. Segment (Zeilen 275-277)

„und dann kam die Wende nicht? 89 und alles ist alles war plötzlich wieder –eh- anders weil die –eh- es war kein Geld und die sind alle sofort gekracht also die diese verschiedenen Verlage die das so was machen wollten“.

Die politische Wende im Jahre 1989, eingeleitet durch den Fall der Berliner Mauer, bringt ihr zunächst einen kleinen Rückschritt. Die Edition der beiden Bücher muss aufgrund finanzieller Schwierigkeiten zurückgestellt werden. Erneut ist ihre Biografie geprägt von umwälzenden gesellschaftlichen Veränderungen („und alles war plötzlich wieder anders“). Die Unsicherheit in den daraus resultierenden Veränderungen und des Abstreifens des politischen Status quo wird für sie zu einer Erfahrung von kontinuierlichem beruflichen Erfolg. Diese Kürze dieses Segments deutet auf die eilige Herleitung zu diesem persönlichen Höhepunkt hin, der gewichtiger scheint als das Ende des politischen Regimes in der Tschechoslowakei, von dem sie profitieren wird.

## 22. Segment (Zeilen 277-306)

„ja und dann zum Schluss kam es das das man mich angesprochen hat besser gesagt es sollte ein neuer Direktor hier würde man sagen Generalintendant –eh- an das Prager Nationaltheater antreten –eh- welcher mich also gut gekannt hat und hat sich an mich gewendet ob ich hier die Leitung der Oper übernehmen möchte .. also es war eine Überraschung bei Gott .. na ja so eine so eine Angebot kriegt man nicht zweimal also ich hab nach einigem hin und her hab ich halt meine Zustimmung gegeben und so war ich –eh- fast fünf Jahre also es waren eigentlich viereinhalb Jahre weil ich Mitte Saison angetreten bin –eh- war ich –eh- bei uns sagt man Chef der Opernchef –eh- vom hier Nationaltheater von der Oper was natürlich nicht einfach war endlich haben sie doch auch mal eine Frau gehabt was natürlich ((lacht)) Entsetzen und ja nach nach sehr sehr dramatischen Anfängen –eh- gings doch dann ganz gut glaube ich und es es ich war eigentlich dem muss ich sagen dem Schicksal sehr sehr dankbar dass ich diese Möglichkeit hatte weil es war sehr hoch interessant muss ich sagen .. ich konnte sehr vieles bewirken was ich was ich in der ganzen Zeit also .. irgendwie –eh- aufgenommen hab ich muss sagen inklusive Möglichkeiten das ich sehr oft in die DDR gefahren bin wo doch das Opern –eh- die Opernkunst sehr ( ) inklusive Komische Oper Berlin hab sehr gut Walter Felsenstein gekannt also die ganze Ära von den Anfängen von Harry Kupfer/

ich weiß nicht ob ihnen das was sagt in dieser Art ein bisschen aber ja in ( ) in Leipzig in Dresden und und und .. also das war für mich eigentlich schon diese Möglichkeiten waren ja hier ganz einfach das man sich in Zug setze und zu Premieren nach Dresden oder –eh- -eh- Berlin kein Problem gewesen und das das konnte ich gut verwerten war dann auch immer in einem Gremium von internationalen Theaterinstitutionen in der UNESCO drinnen wo ich doch Möglichkeiten gehabt hab dann in den Westen zu kommen **also** ich hatte eigentlich einen ganz guten Überblick .. –eh- was in dieser Iso (-) Isolation + weiß nicht wie ich das sagen soll in dieser Isolierung in der wir da waren –eh- -eh- eigentlich sehr wichtig war .. ((laut)) ((6 Sek.))“

„Ja und dann zum Schluss“ leitet den Beginn des beruflichen Höhepunkt von ihr ein, der als Resultat der politischen Umwälzungen verstanden werden kann, da gesellschaftliche Schlüsselpositionen mit neuen Personen besetzt worden sind. Die Berufung als Generalintendantin des Prager

Nationaltheaters darf zweifelsohne als Karriereolymp bezeichnet werden, zumal diese Berufung in der Nachwendezeit auch als Beweis der Integrität der Autobiografin verstanden werden kann, die zwar der politischen Zensur nicht ausgesetzt war, jedoch den Anwerbeversuchen des tschechoslowakischen Geheimdienstes widerstand und nunmehr als erste Frau und als erste Person in der jungen Demokratie dem Prager Nationaltheater vorstehen darf. Der Beginn des Segments mit „dann zum Schluß“ impliziert in Vorwegnahme der erzählerischen Ausfüllung die letzte große Etappe der beruflichen Karriere und gleichzeitig die Bewertung, dass es sich mit der nun folgenden Sequenz um ein nicht mehr zu erhöhendes biografisches Ereignis handelt. Sie teilt die Einheit zwischen beruflicher Handlungsplanung und beruflicher Handlungsrealisierung mit, die in dem Moment der Kongruenz auch als Höhepunkt persönlichen Erfolgs kumuliert. In diesem Moment der Erzählung wird der Fokus ihrer individuellen Verfolgungserfahrung von der fulminanten beruflichen Karriereplanung und ihrer Realisierung mit der anschließenden beruflichen Krönung beständig überlagert, d.h. die Bemühungen um den beruflichen Erfolg werden in dem Maße detailliert, wie die Selbstvergewisserungstendenzen der Autobiografin, die Demütigung während der Verfolgungszeit und den Bearbeitungsbemühungen in der Zeit danach, marginalisiert werden müssen. Die Belastung durch die Identitätsdominanz „Opfer“ und ihrer Entstehung durch den jüdischen Vater, den sie auf der Folie der Familienerfahrung für ihre Verfolgung verantwortlich macht, der Einfluss der Mutter, auch als Vorbild im Betätigungsgenre „Musik“ und der bildungsbürglichen Erziehung, deren Bedeutung auch in der Realisierung des illegalen Unterrichtes zum Ausdruck kommt, können als ausschlaggebende Faktoren für die berufliche Orientierung und der erfolgreichen Karriereplanung betrachtet werden. Diese biografisch relevante Orientierung bildet in der Hintergrundkonstruktion der Identität „kein Opfer mehr“ die motivierend-treibenden Impulse zur Realisierung der stetigen Marginalisierung traumatischer Erfahrung („ich konnte sehr vieles bewirken“). Die identitätsrelevanten Aspekte „Anerkennung“ und „Gebrauchtwerden“ bekunden von diesen Bemühungen. Inmitten dieser Erfolgsgeschichte zieht sich die Autobiografin als Akteurin dieser biografischen Episode zurück und erklärt ihr „Schicksal“ für diesen

Erfahrungsraum verantwortlich („ich war eigentlich dem, muss ich sagen, dem Schicksal sehr sehr dankbar“). Die Autobiografin ist überwältigt von der Tatsache, dass sie die nationalsozialistische Verfolgung, die Zeit im Konzentrationslager und die physischen und psychischen Belastungen überlebt und bearbeitet hat. Sie distanziert sich in dieser Sequenz von der Kraft ihrer individuellen Handlungsplanung und als Verkörperung ihrer eigenen Biografie. Die Fremdbestimmung in der Verfolgungszeit mit ihrer Identifizierungskraft dominiert sich in dieser Sequenz. Doch umgehend wird der Gegenwartsbezug wieder hergestellt und die aktive Gestaltungsmöglichkeit innerhalb dieses Realisierungsrahmens, wie immer dieser auch zustande gekommen sein mag, wird mit „ich konnte sehr vieles bewirken“ erzählt. Ihrer privilegierte Stellung bereits noch zur Zeit des kommunistischen Regimes wird biografisch bedeutsam, indem sie die Möglichkeit besitzt, Dienstreisen in das sozialistische Ausland aber auch in westliche Länder zu unternehmen. Ihre fachliche Kompetenz, mit der sie nachträglich ihre Position als Generalintendantin legitimiert, unterstützt sie mit der erzählerischen Ergänzung „also ich hatte eigentlich einen ganz guten Überblick“, der insbesondere aufgrund der „Isolation“, in Form der Einschränkung der Reisefreiheit für Bürger der Tschechoslowakei, eine außerordentliche privilegierte Tragweite zukommt. Als weitere scheinbar glückliche Fügung bekommt sie nach Beendigung ihrer Tätigkeit als Generalintendantin die Möglichkeit, wieder an ihrem Opernlexikon weiterzuarbeiten („weil sich herausgestellt hat, dass doch jemand das verlegen will“). Das Identitätsmuster „Gebrauchtwerden“ setzt sich fort und wird mindestens „noch gute zwei Jahre“ andauern.

### 23. Segment (Zeilen 310-313)

„I: Ja, vielen Dank erst mal  
 E: Hab dann geheiratet hab hab zwei Kinder .. –eh- mein Mann ist leider gestorben vor acht Jahren hab Enkel Enkelinnen drei so ((5 Sek.))“.

Nach einer Pause von sechs Sekunden folgt eine Dankesformel von mir als Interviewer. Unmittelbar hieran anschließend trägt die Autobiografin für sie

bedeutsame, jedoch der beruflichen Erfolgsbiografie untergeordnete Informationen nach. In einem Satz erwähnt sie ihrer Heirat, die Geburt ihrer zwei Kinder, den Tod des Ehemanns und die Existenz von drei Enkelkindern. Mit einem resoluten „so“ als Abschlusskoda beendet sie den ersten Teil der Haupterzählung. Biografisch relevant ist die Bedeutung ihrer beruflichen Karriere, die in dem absolvierten Teil der Erzählung dominant ist. Demnach wäre ihre Biografie von stetigem beruflichen Erfolg geprägt. Von ihren nicht-beruflichen biografischen Erfahrungen erfahren wir wenig, was auf die Darstellungsabsicht des Nicht-Mehr-Opfer-Seins der Autobiografin verweist. In dem einer zweiten Haupterzählung gleichkommenden Nachfrageteil, beginnend mit Zeile 314 des Originaltranskripts, wird eine Relativierung bzw. Schwerpunktverlagerung des bisherigen Erzählfokus, geprägt von dem vermeintlichen Erkenntnisinteresse des Interviewers, deutlich, d.h. bisher biografisch relevante unausgesprochene oder übermächtige Erfahrungsinhalte und Erzählinhalte mangelnder Plausibilität werden in die Erzählung integriert.

#### 24. Segment (Zeilen 314-347)

„I: Ich möchte dann noch gerne ein paar Nachfragen stellen  
 E: Ja also wenn ich das schon so alles wenn ich das schon so alles na ... natürlich können sie Fragen stellen ((lacht))  
 I: Gehen wir noch mal zurück  
 E: Na ja  
 I: Sie sagten 1938 kam ihr Vater auf sie zu und sagte –eh- wir müssen weg, die ersten Sanktionen kamen auf, wie haben sie das aufgenommen als Kind?  
 E: Ich hab gesehen die Mama packt die Koffer da hab ich angefangen die Puppenkleider zu packen .. kann ich mich genau erinnern ja .. ich hab son kleines Kofferle gehabt und hab meine liebste Puppe mitgenommen neun Jahre alt  
 I: Haben sie Angst um ihre Puppen gehabt oder auch um sich und ihre Familie?  
 E: Ja es war so eine eine merkwürdige –eh- merkwürdige Situation ((schnell)) ich kann mich auch vorher erinnern dass oder auch in der ganzen Zeit eigentlich meine Mutter + unglaublich aktiv war und und so ein Motor –eh- der Familie –eh- in diesen Situationen ja? die wollte die wollte unbedingt –eh- weg also die wollte –eh- die ersten emigrieren sofort also man konnte also es war schwierig man konnte raus in der Zeit und meine Mutter wollte weg immer auch und –eh- mein Vater der wollte die Eltern nicht verlassen und so weiter und immer wieder also mein Vater war irgendwie nicht nicht vom Fleck zu bringen wie man so sagt und das ging immer weiter also ich hab das wir haben natürlich immer Debatten geführt die Eltern so manchmal sehr aufgeregt und –eh- -eh- mich hab man immer heraus geschickt –eh- und und ich wusste irgend etwas geht vor .. und –eh- und das ging ging immer weiter weil wenn wir dann auch *XX-Stadt* weg sind nach ( ) gekommen sind dann ich sag immer *XX-Stadt* das tschechische ( ) auf deutsch *XX-*

*Stadt* –ehm- wie wir dann nach ( ) gekommen sind da da war das noch mehr also zur Stelle die die das wir versuchen sollten –eh- irgendwie auszuwandern und –eh- es kam nie dazu und da habe ich schon irgendwie erfahren dass dass –eh- eine dass sich immer etwas tut ja? dass wir irgendwie gefährdet sind“.

Meine Bitte um „ein paar Nachfragen“ wird mit einem vermutlich erklärendem Einschub („Ja, also wenn ich das schon so alles“) und einem mit einem Lachen begleitendem scheinbar selbstverständlichem Einverständnis erfüllt („natürlich können sie Fragen stellen“). Meine rückblendenorientierte Lenkung zur Detaillierung biografischer Erfahrungsaufschichtung beginnt mit dem für die Autobiografin relevanten krisenhaften Wendepunkt im Jahr 1938. Als die Familie beschlossen hat, ihre Heimatstadt zu verlassen und die Mutter die Koffer packt, beginnt die Autobiografin „die Puppenkleider zu packen“. Mit der mutmaßlichlichen Unbefangenheit eines neunjährigen Mädchens beteiligt sie sich an Aktivitäten, die die Familie zum unvermeidlichen Verlassen des vertrauten Umfeldes in Angriff nimmt. Die Mutter ist in der Erfahrungsaufschichtung als „unglaublich aktiv“ und sogar als „Motor“ der familiären Handlungsrealisierung abgelegt. Daneben scheint die Mutter auch der „Motor“ für die Handlungsorientierung „wir müssen weg“ verantwortlich zu sein. Entgegen der vorherigen Aussage des Vaters „wir müssen schnell weg“ bleibt der Vater als passiver Elternteil erinnert („mein Vater war irgendwie nicht vom Fleck zu bringen“). Die Handlungsplanung der Mutter, nicht nur innerhalb der Tschechoslowakei zu migrieren, sondern das Land zu verlassen, wurde nicht realisiert. Dieser Umstand bleibt bei der Autobiografin als jene Ursache erinnert, die dazu geführt hat, dass ihr Weg in das Konzentrationslager Theresienstadt geführt hat und der Vater letztlich aufgrund seiner Passivität und mangelnder Unterstützung der Mutter hinsichtlich einer Emigration verantwortlich ist. Die Eltern führen „Debatten“ über den Weg, den die Familie zu gehen hat. Ob die Entscheidung gegen die Emigration als Kompromiß zwischen den beiden Elternteilen entstanden ist, ist nicht rekonstruierbar, dennoch kann festgestellt werden, dass sie nicht an der Entscheidung der Eltern beteiligt war und letztlich die folgenschwerste Konsequenz aus dieser Entscheidung zu tragen hatte, unabhängig davon, ob sie als junges Mädchen kompetent genug war, die Konsequenzen jedweder Entscheidung zu antizipieren. Schließlich und endlich bleibt der Autobiografin nichts anderes übrig die Entscheidung zu akzeptieren und die Angst zu

ertragen, als sie realisiert, dass „sich immer etwas tut“ und die Familie („wir“) „irgendwie gefährdet“ ist. Die Passivität des Vaters und die mangelnde Partizipationsmöglichkeit bei den Familienentscheidungen stehen im beträchtlichem Gegensatz zur aktiven gestalterischen Position der Mutter, deren Vorbildfunktion für die Autobiografin hohe biografische Relevanz besitzt und deren Verlauf das Ende der wohlbehüteten und sorglosen Kindheit markiert.

### 25. Segment (Zeilen 347-363)

.. aber .. und eigentlich mußte ich immer wieder weg von irgendwo nich? zuerst von der Klasse aus der Schule nach ( ) dann musste ich mich ein – eh- einbürgern in diese Schule in ( ) wo –eh- man mich eher –eh- ich meine ich hab dort kein Problem gehabt wegen jüdisch die Kinder haben irgendwie darauf glaube ich nicht sehr ich habe das Gefühl nicht gehabt aber ich war ganz einfach fremd ja? und hab niemanden ich war ein bisschen man hat mich ausgelacht weil ich ein Dialekt gesprochen hab –eh- den diese Kinder nicht kannten Kinder sind doch auch immer nicht rücksichtsvoll nich? **also** ich hab mich eigentlich nie wohl gefühlt –eh- ich muss sagen ich hab mich obwohl nicht –eh- gewöhnt war nur mit jüdischen Kindern zu verkehren ja? das war in unserer Familie überhaupt nicht der Fall aber ich hab mich dann eigentlich am meisten gut gefühlt sagen wir auf dem Kinderspielplatz wo wo nur die jüdischen Kinder zusammengekommen sind weil man irgendwie gefühlt hab man man gehört zu ihnen und man wird nicht –eh- man wird nicht –eh- -eh- in irgendeiner Art ausgeschieden

I:

Hmh

E:

(((nachdenklich)))

Ja, das sind diese Kinder +“.

Das Erleben kontinuierlicher Verlusterfahrungen wird nicht allein durch den Verlust der vertrauten räumlichen Umgebung offenbar, sondern durch permanente Ausgrenzungserfahrungen, die verlaufskurvenförmig krisenhaftes Erleiden auslösen erinnert („und eigentlich musste ich immer weg von irgendwo, nich?“). Der Verlust identitätsrelevanter Orte und signifikanter Anderer führt letztlich von der Vertreibungserfahrung der Schulklasse im damaligen Heimatort bis zur Deportation, die von dem Verlust der Eltern und sämtlicher Handlungsrealisierung bestimmt ist. Aufgrund ständiger Ausgrenzung erfährt die Autobiografin die Zugehörigkeit zu anderen Stigmatisierten als wohltuend, was als neue kollektive Erfahrung das Bedürfnis nach Schutz und Identifizierung als Individuum („man gehört zu ihnen“) repräsentiert.



## 26. Segment (Zeilen 363-377)

„natürlich wie dann angefangen haben diese Deportationen also das waren dann schon sehr .. sehr .. puh .. sehr schwere Stunden wo wir immer wieder an Bahnhof gingen und die –eh- also furchtbar war das wie wie Großpapa und Großmama also –eh- -eh- depor also nach Theresienstadt mussten also das da also vor allem hab ich das gefühlt –eh- .. das .. mein Vater war vollkommen gebrochen also –eh- das war schrecklich ich mein man musste irgendwie bei solchen alten Leuten die eigentlich überhaupt nicht mehr was mit ihnen also es war war waren noch sehr rüstig beide aber einen Moment wo wo man also 83jährige und 86jährige –eh- Ehepaar in Waggon schiebt und irgendeinen Rucksack in die Hand gibt und und und Großmutter hat ein Stock gehabt Großvater hat ein Stock gehabt ( ) hat ein Auge operiert gehabt hat er nicht gesehen und plötzlich machen sich die Türen zu und es fährt weg also man hat gewusst man sie sie nie mehr ... also das das war schon war schon war sehr sehr arge Momente also und dann der eine Bruder vom Vater und die Schwester mit der ganzen Familie das ging immer eins nach dem anderen“.

Der Prozess stetiger Verlusterfahrungen setzt sich in diesem Segment fort. Nachdem die Großeltern väterlicherseits im hohen Alter deportiert worden waren und die Autobiografin den Vater weiterhin als passiv und deprimiert erlebt, blieb das Bild vom Vater besonders prägend in der Erfahrungsaufschichtung abgelegt („also vor allem hab ich das gefühlt, dass mein Vater war vollkommen gebrochen“). Zu allen Verlusterfahrungen verstärkt sich hierin auch der Verlust des Vaters nicht zuletzt in seiner Vorbildfunktion und hinsichtlich in der Gewährung von Schutz. Das prozessuale und unaufhaltsame Erfahren von Verlusten dominiert die Erzählung und detailliert somit in erheblichem Maße die vorangegangene Haupterzählung mit ihrem Darstellungsfokus der nichttraumatisierten und erfolgsverwöhnten ehemaligen KZ-Insassin.

## 27. Segment (Zeilen 377-407)

„und und dann musste meine Mutter unseren Hund weggeben ja das klingt vielleicht ein bisschen dumm dort sind die Menschen weggeführt worden aber es waren Sachen wo man wirklich irgendwie psychologisch –eh- das war durchdacht unglaublich ich mein .. was das für eine Maschinerie war –eh- -eh- -eh- die da also Leute tagtäglich mit irgend etwas –eh- -eh- betroffen hatte ja? wie gesagt das ging doch so weiter das in einer jüdischen Familie hat nicht einmal meine Mutter was als (((ironisch))) Arierin + verrückt alles ja? aber als Arierin gegolten nein, wir hatten ein kleines Hündchen also der war schon uralt aber alle haben wir ihn geliebt und der musste abgegeben werden . die ganze Geschichte meine Mutter immer hat man sich gesträubt dass man das verhindern will dass man sich nicht lassen will und so weiter und und es war es war alles ein Kampf wie sagt man gegen Mühlen nicht oder wie? also den Hund weggeführt und für mich als Kind .. ich hab das nicht verstanden warum das sein muss und so weiter und dann dann hat sie eine Freundin gehabt das war eine Deutsche die war war sehr nett und lieb und hat gesehen was da vorgeht und hat also den Leuten helfen wollen und da haben sie besprochen dass sie mitgeht mitfährt das war nicht in

( ) die Hunde mussten sie in ( ) (((aufgeregt))) abgeben ja also da hat man Bescheine bekommen das war alles brieflich den den haben sie dann dort wenn man sich das alles organisatorische Arbeit was da für Leute dabei angestellt waren + wenn man sich das nur vorstellt die ganze Bevölkerung nicht nur die jüdische war genau (*evidiert*) und auch ihre Kanarienvögel und ihre Hunde und alles mögliche und Geigen und Klaviere und das war doch alles ein Riesenapparat und und das alles hat funktioniert und alle (((ironisch))) haben da schön mitgemacht nich? + wenn man sich das heute anfängt sich vorzustellen das war un unglaublich .. na ich hab dann Mutter ist dann hinfahren mit dem Hund und hat ihn abgegeben und die Freundin ist dann sofort hinter ihr her die hat gemacht natürlich das sie ihn nicht kennt und sie hat gesagt sie will den Hund kaufen .. hat man ihr einen jüngeren angeboten nein hat gesagt sie will den Hund und hat den Hund zurückgebracht und der Hund durfte aber nicht bei uns im Haus sein weil wegen uns war jemand der hätte uns angezeigt na und so weiter“.

In diesem Segment, geprägt vom häufigen Textsortenwechsel, wird der Verlust eines signifikanten Symbols, des Hundes der Autobiografin, detailliert. Der Wechsel zwischen erzählenden, kommentierenden und evaluativen Textsorten offenbart die emotionale Verwicklung in den übermächtigen Ereignissen. Der Detaillierungsgrad der Verlustgeschichte ihres Hundes läßt eine hohe Bedeutungsintensität dieser Erfahrung erkennen. Die Übermächtigkeit des Feindes wird kommentiert, nachdem sich die Autobiografin für ihre scheinbare Relativierung des Leidens zwischen Menschen und ihrem Hund mit „das klingt vielleicht in bißchen dumm“ entschuldigt hatte („aber es waren Sachen, wo man irgendwie psychologisch –eh- das war durchdacht unglaublich, ich mein, was für eine Maschinerie war“). Die Kommentierung der Ereignisse als wahnwitzig und übermächtig setzt sich fort. Der Verfolgungsapparat nähert sich unaufhaltsam der Familie und somit auch ihr selbst. Die Episode des Verlustes ihres Hund ist ein weiterer Meilenstein zum Verlust ihrer Familie und der Kindheit, der schließlich in ihre Deportation mündet. Sie versucht Erleidensverstrickungen zu rationalisieren („das ging doch so weiter, dass in einer jüdischen Familie hat nicht einmal meine Mutter, was als Arierin, verrückt alles, ja?, aber als Arierin gegolten nein“). Mit „verrückt alles“ lehnt sie die Beschäftigung mit dem System ihrer Verfolger ab, was zu schmerzhaft wäre. Die Rettungsgeschichte des Hundes hingegen hat für sie eine hohe Bedeutung und steht symbolhaft für jene Aktivität, die die Selbstbestimmung und die Handlungsrealisierung, das Nicht-Ausgeliefert-Sein und das Bewahren einer selbstidentifikatorischen Orientierungsfolie, die sich gegen die Identifizierung mit der aufgezwungenen Stigmatisierung wehrt. In anekdotenhafter Erzählweise wird die Rettung des Hundes dargelegt. Wiederum ist es die

scheinbar unermüdliche Aktivität der Mutter, die in einem Coup mit einer Freundin die Übergabe des Hundes in gute Hände ermöglicht. Der Verlust identitätsrelevanter Identitätsobjekte wird kontinuierlich erfahren. In einem Kommentar mit ironischer Konnotation wird das Gefühl vom Alleingelassensein und des Vogelfrei-Seins ausgedrückt („und alle haben da schön mitgemacht, nich?“). Die Unterscheidung relevanter Erfahrungsräume wird mit „wenn man sich das heute anfängt sich vorzustellen“ ausgedrückt. Diese biografisch relevante Differenzierung begründet eine zeitliche Unterbrechung in der Kontinuitätserfahrung des Identitätsschemas der Verfolgung und unterscheidet zwischen dem Identifizierungsschema Opfer-Sein und einer davon gelösten Selbstpräsentation mit der Darstellungsabsicht „Erfolgreiches Leben“.

## 28. Segment (Zeilen 407-418)

„also da das sind alles Sachen gewesen natürlich die man Tag für täglich miterlebt hat und Freundinnen sind –eh- abtransportiert worden –eh- und und wir sind eigentlich die zwei Jahre nichts als zum Bahnhof gegangen mit jemandem und haben natürlich geholfen zu packen und –mhm- da hat man schon so irgendwie war man wusste man das man –eh- sich Bett –eh- wenn überhaupt also eine Bettsachen mitnehmen soll das nicht weiß haben wir gedacht wo wascht man so was das es nicht weiß ist hat man alles gefärbt und also man war damit beschäftigt irgendwie von früh bis Abend jetzt war wenig Geld weil die Leute durften doch nicht arbeiten und wenn sie arbeiten dann **mussten** sie wieder arbeiten hat man sie zum Straßenkehren –ehm- musste mein Vater Straßenkehren gehen was natürlich –eh- psychisch auch nicht einfach war für ihn ... -ah- na ja und so wars halt ((leise)) das Leben da + ((6 Sek.))“.

Mit dem Vermerk auf das Gefühl der ständigen Bedrohung („das sind alles Sachen gewesen, natürlich, die man Tag für täglich miterlebt hat“) und dass diese Bedrohung immer näher rückt („und Freundinnen sind abtransportiert worden“), versucht die Autobiografin die ständigen Verlusterfahrungen und ihre Angst zu rationalisieren und zu kanalisieren („irgendwie wußte man (...), wenn Bettsachen mitnehmen, soll was nicht weiß, haben wir gedacht, wo wascht man (...), hat man alles gefärbt“). Die Erinnerung an die ausgefüllten Tage („also man war damit beschäftigt irgendwie von früh bis Abend“), bekräftigt diese Rationalisierungsbemühungen. Als der Vater zur Zwangsarbeit verpflichtet wird, verliert er vollständig die Vorbildfunktion für seine Tochter. Die Demütigung eines signifikanten Anderen, ihres Vaters,

beschleunigt die Lösung der Tochter aus der väterlichen Obhut. Die mangelnden Möglichkeiten zur Realsierung eigener Handlungsplanungen wird in der resignierenden Kommentierung „na ja, und so wars halt das Leben da“ deutlich.

## 29. Segment (Zeilen 419-470)

„I: Sie sagten, dass –eh- sie nicht mehr auf die Spielplätze nicht drauf durften und das es dann eigene Spielplätze gab

E:

Ja also das war scheinbar irgend auf einem Grundstück wo –eh- welches der jüdischen Gemeinde gehört hat damals noch –eh- das war von der jüdischen Gemeinde

I: Das waren sie dann auch oft

E:

Na ja da waren wir eigentlich recht froh dort das wir dort sein können ... das –eh- ... ich mein man hat man hat natürlich ich mein ich krieg oft solche Fragen wie das so war –eh- man muss immer wissen irgendwie sich vorstellen dass man dass man sich immer geklammert hat an also dass –eh- -eh- jetzt geht's noch das mans aushält ja? man hat immer gedacht wie ärger kann noch werden nich? also so doch nicht nich? .. –eh- man hat sich eingeschränkt und eingeschränkt und eingeschränkt und und so weiter nich? man wusste natürlich es ist Krieg da das das ist ist überhaupt eine Situation ist die unnormal ist nicht? aber man hat wirklich nicht gewusst worauf das hinzielt also –eh- ich kann mich erinnern auf als Kind noch dass Debatten waren was da in Deutschland losgeht das muss man gemeint haben diese ganzen faschistischen vielleicht diese diese –eh- Kristallnacht wie man sagt ja? und so weiter und –eh- da waren schon einige Leute –eh- von unserm Bekanntenkreis die gesagt haben also jetzt suchen wir das Weite ja? das kann gefährlich werden und ich kann ich kann meinen Vater mich erinnern hat gesagt: (((die Entwicklungen nicht glauben wollend))) aber das kann doch nicht war sein das sind doch Ausschreitungen ein Volk von Goethe Schiller und Beethoven wird so was nie zulassen + das hat mein Vater gesagt das kann ich das erste Mal im Leben dass ich diesen Namen gehört hab ja? ... das so naiv war man oder oder normal denkend wenn sie das anders sein wollen ... na das waren Leute aus einem Bürgertum nicht? die sich sagen wir aufgearbeitet haben und haben irgend etwas gehabt und waren etwas (((sehr sachlich))) und das ging doch in einen normalen Menschenkopf nicht herein + was da gesche was dann wirklich dort geschehen sollte und was dann geschehen ist ((7 Sek.))

I: Sie durften dann auch nicht mehr in die Schule

E:

Ja

I:

Das wurde

dann privat gemacht, wie war das?

E:

Nun, wie gesagt, dann sind wir fünf sechs Kinder waren wir immer bei einer Familie das hat sich jede Woche gewechselt ja? und immer bei den Eltern einen einzelnen Eltern von wo die Kinder stammen also da hat sich das so abgewechselt das wir auch nicht zu lange in ein Haus immer gehen weil man sich doch eigentlich nicht versammeln –eh- sogenannten versammeln durfte, ja wir haben irgendwie Hefte gehabt auch irgendwelche Bücher und und eine Lehrerin die uns unterrichtet hat –eh- -eh- in irgendeiner Weise haben wir in dieser Zeit vielleicht einen besseren Unterricht gehabt als in den normalen Schulen wo schon –ehm- eine –eh- eine –eh- Schul wo schon Befehle waren was man überhaupt unterrichten darf und was nicht und –eh- dadurch mit dem war ja diese unsere Lehrerin nicht belastet ja? also aber die ganze Sache hat ich weiß jetzt nicht genau ich kann mich nicht mehr erinnern aber bestimmt nicht länger als ein Jahr gedauert weil dann sind wie die Transporte angefangen haben nach also die Deportierungen nach Theresienstadt hat sich das ja alles hat ((leise)) das alles ein Ende genommen + ... dann waren weder die Kinder noch da noch die Lehrerin also die sind dann alle weg und –eh- ich war eigentlich als Mischling waren wir ja eigentlich gar nicht viel es waren nicht soviel Fälle ((6 Sek.))“.

Dieses Segment ist geprägt von evaluativen Kommentaren und Selbstvergewisserungssequenzen. Die prozessuale stetige Einengung individueller Handlungsbereiche läßt dennoch immer wieder zu, dass die Hoffnungen auf eine Beendigung der kontinuierlichen Beschränkungen nicht nachlassen. Die Verweigerung einer rationalen Betrachtungsweise der politischen Entwicklung impliziert eine Minimierung der individuellen Betroffenheit und eine Reduzierung von angstbesetzten Zukunftsvisionen. Indiz für diese Haltung ist das Festhalten an eine „normale“ Kindheit, die durch die Realisierung des „illegalen“ Schulunterrichts ermöglicht wird. Auch der Verweis auf Deutschland als Kulturnation mit ihren Epigonen „Goethe, Schiller und Beethoven“ beinhaltet das Bemühen, die Entwertung humanistischer Prinzipien durch das nationalsozialistische Regime in Verbindung mit der individuellen Handlungsplanung zu betrachten und dem eigenen Erleiden ohnmächtig ausgeliefert zu sein. In der Wirklichkeitskonstruktion der Autobiografin bleibt die Teilnahme an dem damaligen „illegalen Schulunterricht“ als Privileg abgelegt („in irgendeiner Weise haben wir in dieser Zeit vielleicht einen besseren Unterricht gehabt als in den normalen Schulen“). Die Tatsache, dass in den „normalen Schulen“ nach den nationalsozialistischen Unterrichtsplänen unterrichtet wurde, veranlaßt die Autobiografin sozusagen aus der Not eine Tugend zu konstruieren, die das Dilemma der eigenen Passivität relativiert und sogar eine Besserstellung gegenüber den anderen Schulkindern impliziert. Identitätstheoretisch relevant ist bei dieser Wirklichkeitsdeutung, dass das Identitätsschema „Opfer“ marginalisiert wird und die Verfolgungswirklichkeit von der Bildungswirklichkeit überlagert wird. Erst als eine weitere Stufe der Verfolgung diese Wirklichkeit zu zerstören beginnt, gerät das Identitätsschema „Opfer“ wieder in den Vordergrund. Mit dem Ende des privaten Schulunterrichts wird der Beginn ihrer Deportation nach Theresienstadt eingeleitet. Jedwede Sicherheit scheint verloren gegangen zu sein, wenn auch zunächst ihr Status als „Mischling“ sie vor der Deportation zu bewahren scheint. Die Auflösung der Gruppe der Schülerinnen und Schüler verstärkt die Angst um die eigene Person. Der biografische Wendepunkt scheint hier seinen Höhepunkt anzudeuten, und das Bemühen

um eine rationale Betrachtungsweise der Situation kann die Bedrohung von außen nicht mehr kompensieren.

### 30. Segment (Zeilen 471-479)

„I: Dann begannen die  
Deportation nach Theresienstadt  
E: Ja  
I: wo sie alleine waren, wie war das?  
E:  
Nun ja das ist das is das is ist immer so wie –eh- man halt –eh- veranlagt ist also ich wollte immer zu den Pfadfindern oder zu so etwas/  
ja sagt man das so Scout und so?  
I: Jaja“.

Die Rationalisierungsbemühungen der Autobiografin verstecken sich hinter scheinbarer Naivität und charakterlicher Disposition. Der Wunsch zu den Pfadfindern zu gehören wird mit dem Eintreten der Deportation nach Theresienstadt symbolisiert. Die Verdrängung ihrer Angst gerinnt in der Wirklichkeitskonstruktion zur scheinbaren Verwirklichung unerfüllter Wünsche. Die Todesbedrohung wird als Spiel verklärt, was den hohen Grad an psychischer Belastung und der Todesangst offenbart. Das Verlassen des Plateaus individueller Handlungsrealisierung wird in dieser Sequenz nicht realisiert – zu hoch scheint der Autobiografin das Risiko vor der Übermacht ihrer Angst zu sein.

### 31. Segment (Zeilen 480-495)

„E: was meine Eltern sich furchtbar um mich fürchteten also sie waren verhältnismäßig nicht die Jüngsten die ich wie ich –eh- wie ich geboren worden bin also ich war so das typische Kind von einzelne Kind von Eltern die sie nur in in –eh- Warte also –eh- nur das mir nichts passiert nich? und und ich wollte immer immer mit Zelt und Wandern und alle das waren so meine Wünsche nie nie nie hab hat man mich gelassen und ich hab so hab so plötzlich gesagt also ich ich ich muss heut da bestimmt durch und ich war eigentlich sehr mutig so würde ich sagen und hab den Eltern immer gesagt waren natürlich meine Mutter hat das nie gezeigt meine Mutter war so in der Art die stärkere mein Vater war absolut niedergeschlagen also und und –eh- nach den Eltern nach der ganzen Familie ja? jetzt noch ich das ging doch alles eins hintereinander .. und ich kann mich erinnern ich bin da herumgegangen hab gesagt: na ja das muss das wird sicher auch alles geben ich komm durch ich komm zurück und so war ich eigentlich .. hab dann Rucksack an den Rücken gegangen und und hab mir gedacht nur nicht viel weinen nur nicht viel diese Art und und man muss irgendwie durch so .. so war es bei mir ((lacht))“.

Damit die Autobiografin sich ihrer Angst entledigen kann, überträgt sie diese auf die Eltern. Obwohl sie es ist, die den „Deportationsbefehl“ nach Theresienstadt zugestellt bekommen hat, beginnt die Erzählung in diesem Segment mit der Furcht der Eltern und sie schiebt gleichzeitig eine Erklärung dafür nach: „Sie waren verhältnismäßig nicht die Jüngsten“ und fühlt sich insbesondere dem „niedergeschlagenen“ Vater gegenüber zum Trost verpflichtet: „Ich komm durch, ich komm zurück“. Diese Überlegenheitskonstruktion der Autobiografin ermöglicht ihr den Entwurf zur Realisierung des Handlungsschema „Pfadfinderin“ identitätsrelevant aufrechtzuerhalten („nie hat man mich gelassen“). In grotesk vermutender Hartnäckigkeit betreibt sie die Loslösung von ihrem Elternhaus, indem sie ihren Deportationsbefehl zum Anlass nimmt, scheinbar lange aufgeschobene Handlungswünsche zu realisieren. Das Dilemma zwischen dem Identitätsschema „verwöhntes Einzelkind“ und der Wahrnehmung der bedrohlichen Deportation nach Theresienstadt wird von Jungmädchenwünschen nach Ausbruch aus dem Elternhaus und der Verwirklichung individueller Wünsche überlagert. Die eigenen Handlungsunfähigkeit wird als persönliche Chance in die Wirklichkeitskonstruktion integriert. Der Vater bleibt auch hierbei in seiner schwachen Position („meine Mutter war so in der Art die stärkere, mein Vater war absolut niedergeschlagen“). Das Vorbild der Mutter ist für die Autobiografin handlungsweisend. Der schwache Vater bietet keinen Schutz und die „Stärke“ der Mutter scheint sich auf sie zu übertragen. Als sie – einem Märchen gleich – das Elternhaus mit einem Rucksack verläßt, sich vermeintlich einen lange unerfüllten Wunsch erfüllend, bemüht sie sich nicht zu weinen. Der hohe Grad der Verdrängungsintensität und der Rationalisierungsbemühungen deutet auch hier auf den hohen Grad der psychischen Belastung der Autobiografin hin. Sie macht sich Mut und nimmt den Rucksack als Symbol für die unerfüllte Wünsche, die auch auf nicht absehbare Zeit unerfüllt bleiben werden und bemüht sich, sich in der Spiegelung der Mutter wiederzuerkennen, d.h. die Stärke der Mutter auf sich zu übertragen („man muss irgendwie durch“). Der Abschlussskoda „so war das bei mir“ beendet die Erzählung über das Verlassen des Elternhauses und verschweigt die Ankunft in Theresienstadt. Die traumatische Erfahrung

des Fortgehens von Zuhause, das Auf-Sich-Alleingestelltsein und die Übermächtigkeit des Feindes verhindern einen Erzählfluss, der ohne erzählgenerierende Nachfragen auskommt. Das Lachen am Schluss des Kodas signalisiert Erleichterung über die Tatsache, dass trotz der traumatischen Erfahrungen der weitere Verlauf ihrer Biografie, in der Wirklichkeitskonstruktion der Autobiografin, zu einer versöhnlichen Bilanz führt.

### 32. Segment (Zeilen 496-532)

„I: Sie kamen dann an in Theresienstadt, wie ging es weiter?

E: Na

ja .. ich bekam dann ich kam in ein Kinderheim weil dort –eh- -eh- /

ich weiß

nicht was sie darüber dort wissen, na Theresienstadt war ein Sammellager ja? und eigentlich hat es eine eine innere Verwaltung oder so ein Sammellager Durchgangslager oder wie man so sagte und es hatte eine jüdische Verwaltung innerhalb also die haben sich eigentlich sehr für über mit also die Jugend –eh- gekümmert und da hatten sie waren Häuser wo nur Jugendliche untergebracht worden sind was was besser war weil in diesen –eh- Häusern wo also Kasernen wo alle wo die Erwachsenen waren wars viel ärger .. und –eh- da kamen wir kam ich in ein Kinderheim also in einige –eh- war dann in einem –eh- -eh- ja und bin eben nur mit Jugendlichen zusammen hab zusammen gewohnt und .. wir mussten arbeiten gehen –ehm- .. ja wie soll ich was soll ich sagen ich mein solange man gesund war ja? ich mein Theresienstadt war war –eh- -eh- diese also –eh- -eh- ((pfeift durch die Zähne)) .. –eh- -eh- was war gefährlich dort? –eh- -eh- Gesundheit also solange es war immer eine Epi es waren eine Reihe von Epidemien .. –eh- Typhus –eh- wie ich angekommen bin zum Beispiel –eh- Enzephalitis –ehm- -eh- alle möglichen Epidemien und –eh- wenn man wenn man also gesund geblieben ist –eh- gings ja? wenn man nicht zufällig in irgendeine Situation gekommen ist wo wo man irgend –eh- -eh- .. wo es auch ( ) mit SS solange man in Theresienstadt bleiben konnte – eh- war konnte mans überleben ja? –eh- und und wenn man es psychisch ertragen kann ja? war natürlich wie soll ich das sagen das erste wenn man hingekommen ist was man gesehen hat war waren furchtbar viel alte Leute –eh- die in einem schrecklichen Zustand waren und sehr arm und vor allem aus Deutschland also es war sehr international es waren sehr viel Deutsche Franzosen es waren Holländer und so weiter und diese Leute waren –eh- -eh- viel ärger dran als –eh- als –eh- -eh- nicht reden von von unsereins also Mischlinge weil wir hatten die Eltern Zuhause und es gab doch ab und zu die Möglichkeit dass man uns ein Paket schickt aber diese anderen Leute hatten überhaupt keinen Hinterhalt mehr also sie hatten überhaupt niemanden auch wenn sie ein Paket kriegen konnte hatten sie niemanden der ihnen eins schickt ja? also sie waren vollkommen auf die Kost –eh- dort angewiesen die natürlich völlig ungenügend war ganz ungenügend .. ja man hat täglich eine Ration bekommen aber wenn man nur daran angewiesen war war es –eh- war es sehr bitter ja? und dadurch ist man ist man auch mit der Gesundheit heruntergekommen so dass wenn dann eine Epidemie war so dann war man sehr leicht anfällig ja? also ..“

Der Beginn der Erzählung über ihre Ankunft in Theresienstadt setzt zunächst mit einer Beschreibung der Kinder- und Jugendheime ein. Sie selbst kam in ein solches Heim und ergänzt, dass sie Zwangsarbeit leisten musste („wir



mussten arbeiten gehen“). Sie unterbricht die Erzählung mit einem unvermittelten Kommentar, der ihr individuelles Erleiden nicht thematisiert: „Solange man gesund war“. Es folgt eine Beschreibung über die Krankheiten in Theresienstadt. Die Autobiografin löst das von ihr ratifizierte Erzählschema auf und beginnt in einer Erzählphase, die notwendigerweise die Detaillierung ihrer individuellen Erfahrungen verlangt, mit der Beschreibung äußerer Sachverhalte und das Aufgreifen von Fremdwissen oder zu einem späteren Zeitpunkt erworbenen Wissens. Die mangelnde Plausibilität und das erzählerische Defizit versucht sie mit ihrem scheinbar privilegierten Status als „Mischling“ aufzufüllen, denn die anderen, die „Nicht-Mischlinge“ waren „viel ärger dran“. Die Autobiografin fügt noch eine Erklärung nach, die ihren besseren Status zu plausibilisieren versucht: „Nicht reden von unsereins, also Mischlinge, weil wir hatten die Eltern Zuhause und es gab doch ab und zu die Möglichkeit, dass man uns ein Paket schickt“. Die Rationalisierungsbemühungen ermöglichen ihr das Festhalten an das wohlbehütete Elternhaus, das aus der Sicht des Konzentrationslagers nicht mehr der Ort zu sein scheint, aus dem es auszubrechen lohnt. Die Eltern im Hintergrund haben für sie eine hohe Bedeutung, zumal die regelmäßigen Paketlieferungen die Ernährungslage verbessern und darüber hinaus besitzt die ideelle Tragweite eine mentale Grundfeste, die, so unmöglich auch das weitere Geschehen antizipierbar ist, die Hoffnung auf ein Überleben erlaubt, die durch die elterliche Liebe unterstützt wird. Das Bemühen der Autobiografin, ihr Erleiden in Theresienstadt in der Erzählung möglichst auszusparen, wird durch das Erzählen mannigfaltiger Privilegien, die sie genossen hat, offensichtlich. Es waren nunmehr die anderen, deren Leid größer war als ihr eigenes: „Aber diese Leute hatten überhaupt keinen Hinterhalt mehr, also sie hatten überhaupt niemandem, auch wenn sie ein Paket kriegen konnte(n), hatten sie niemanden, der ihnen eins schickt“. Darüber hinaus war auch die Unterbringung im Kinderheim ein Privileg. Das Leiden der anderen wird zum Symbol für das eigene Leiden, das aus der zeitgenössischen Sicht nicht mehr mit dem Selbstbild vereinbar ist und aus der Perspektive des jungen Mädchens in Theresienstadt zu schmerzhaft erinnert wird. So bleibt die Erzählung in den traumatischen Erinnerungssequenzen fragmentarisch und wird mit Beschreibungen und

Kommentaren aufgefüllt. Der damalige Prozess einer Verlaufskurvenentwicklung mag auf der Folie der erinnerten traumatischen Erfahrungen zu Vermeidungsverhalten in der Erzählung führen.

### 33. Segment (Zeilen 532-545)

„und wir Kinder haben auch eine bessere Rationen bekommen dank der jüdischen Verwaltung Selbstverwaltung in Theresienstadt haben wir doch etwas weniger dazubekommen und –ehm- und natürlich haben wir alles haben wir gesehen was das für eine für eine .. –eh- wie sagt man ... wie die Leute –eh- -eh- wie die Leute also heruntergekommen sind und das waren Bilder die wir früher natürlich nie gesehen haben man hat täglich Leichenwagen gesehen wo wo –eh- es waren solche riesigen –eh- frühere ich weiß nicht von wo sie diese Wagen hatten so so flache Wagen wo wo ganz einfach eine Masse von Leiche drauf waren mit einem Tuch darüber manchmal ist das Tuch heruntergefallen ja? und das ist durch die Straßen gefahren von einer Seite auf die andere nich? wo –eh- und ich mein wo sieht ein vierzehnjähriges Kind –eh- n nen Haufen Leichen? ...  
man war schockiert man hat nicht hingeschaut hat doch hingeschaut und und in der Nacht hat man es vor sich gehabt wenn man schlafen gegangen ist nich? .. und einer hats den andern erzählt“.

In diesem Segment verweilt die Autobiografin zunächst auf der Wirklichkeitsfolie des Identitätsschemas des privilegierten „Mischlings“. Sie bemerkt ein Plausibilitätsdefizit in ihrer Erzählung und fühlt sich gezwungen dieses auszufüllen, in dem sie einfügt, dass sie „natürlich“ alles „gesehen“ haben, „wie die Leute also heruntergekommen sind“. Es scheint der Autobiografin nicht leicht zu fallen, auf der Erzählebene das Bild des privilegierten Mädchens zu erfüllen und fügt das Subsegment „Leichen in Theresienstadt“ ein. Die traumatische Erfahrung des Todes der anderen mit der eigenen psychischen Belastung bedarf des Trostes, den sie von den anderen Jugendlichen im Heimzimmer bekommt: „und in der Nacht hat man es vor sich gehabt, wenn man schlafen gegangen ist (...) und einer hats den andern erzählt“. Die Möglichkeit, sich anderen anzuvertrauen, seine Angst mitzuteilen und nicht allein zu sein, ist sicherlich durch die Tatsache gegeben, dass sie in einem Heim untergebracht war, das auf Initiative der „jüdischen Selbstverwaltung“ in Theresienstadt Kindern und Jugendlichen besseren Lebens- und Überlebensbedingungen verschaffen sollte.

### 34. Segment (Zeilen 545-573)

„wir waren in so einem Zimmer (((zeigt die Größe des Zimmers anhand des Raumes in dem wir uns befinden: ca. 20 qm))) vielleicht ein Meter größer waren wir 30 ... also man musste sich gewöhnen in solchen in solchen Bedingungen zu leben ne? wo wo drei übereinander nich? und für eine soviel und und man musste man musste sich –eh- -eh- -eh- gewöhnen im Kollektiv zu leben und das das war ein sehr sehr zusammengepferchtes Kollektiv so ... und man musste sich gewöhnen also gewöhnen man musste lernen und das war eigentlich **sehr** muss ich sagen –eh - -eh- ich hab eigentlich kein ich kann mich nicht erinnern dass jemand oder oder fast nicht erinnern dass jemand –ehm- .. sich gegen das Kollektiv benommen hätte ja? die Leute man hat sich geholfen und und wenn wenn –eh- wenn wir Pakete bekommen haben also wir Mischlinge und die andern nicht –eh- haben wir haben wir haben wir das verteilt und so weiter also –eh- es war eigentlich in der Art eine sehr positive –eh- /

verstehen sie mich ja? also ich mein –ehm- eine sehr sehr positive Beziehung .. was man was wir viele lernen mussten ich meine wir waren ja was gewöhnt von Zuhause nich? –ehm- es war eine Reihe von Kindern da die eigentlich schon missionistisch –eh- -eh- ein also wie soll ich sagen –ehm- wenn die Eltern zum Beispiel irgendwie –eh- -eh- also geplant haben dass sie nach Israel gehen war eine Art zionistische Bewegung hier wo man die Leu wo man die Kinder direkt zum Kollektivarbeit und zum Kollektivleben geführt hat ja? das war auch irgendwo hab ich das erste Mal hab ich das auf dem Kinderspielplatz hab ich das schon war ich schon damit konfrontiert **aber** ich hab dazu überhaupt keine Beziehung gehabt irgendwie bei uns Zuhause also war das auch nicht der Fall aber das waren immer Kinder mit denen ich dann zusammengekommen bin die eigentlich sehr führend waren in in so einem Kollektiv .. gewöhnlich sehr aktiv und sehr führend –eh- und natürlich es war eine Hilfe für das Ganze .. weil irgendwie also wenn jemand als wenn jemand sehr aktiv sagen wir individualistisch war der der hats sehr schwer gehabt ... das war auch nicht einfach psychisch wars nicht einfach ...“

Die Autobiografin erinnert das Kinderheim in Theresienstadt als ein „Kollektiv“, zwar „zusammengepfercht“, doch als einen Ort, an dem sie sich nicht allein gefühlt hat. Für sie als „verwöhntes Einzelkind“ ist dies eine neue Erfahrung, die unmittelbar mit den Erinnerungen an Theresienstadt verbunden ist. Entsprechend der in der Erfahrungsaufschichtung abgelegten Erinnerung des Erleidens und Grads des „Eintauchens“ in die erlebte Geschichte, dominieren in der Erzählung entsprechende Erzählpassagen des Erleidens oder der Abwehr der übermächtigen traumatischen Erfahrungsaufschichtung, die mit der Erzählung positiv erlebter Erinnerungssequenzen überhöht wird. Sie konnte als „Mischling“ nicht nur Pakete empfangen, sondern sie war darüber hinaus sogar in der Lage, anderen zu helfen („wenn wir Pakete bekommen haben, also wir Mischlinge und die andern nicht, haben wir (...) das verteilt“). Diesen Vorgang erinnert sie als „sehr positive Beziehung (...), was wir (...) lernen mussten“. Sie konstruiert diese Erfahrungen in Theresienstadt als so etwas wie eine „Schule des Lebens“ und besetzt diese Erfahrungen mit positiven Erinnerungen. Die traumatische Erfahrung „Konzentrationslager“ wird in der

Erinnerungsrekapitulation segmenthaft, nicht fragmentarisch, erzählt und bildet verschiedene Facetten der gleichen Geschichte ab, die je nach Grad des „Eintauchens“ in die erlebte Geschichte unterschiedlich sichtbar werden. Die Bedeutung der Relativierung ihres „Opferstatus“ als diejenige, die anderen noch helfen konnte, verhilft ihr auch zu einer Wirklichkeitskonstruktion, die das komplette Subjekt von Vorurteilen gegenüber „Überlebenden“ von sich abzuwehren verhilft. In der Fokussierung des Identitätsschemas des „normalen Lebens“ nach der Befreiung, vielleicht sogar jenes der „erfolgreichen Dramaturgin“ beabsichtigt keineswegs einen Bezug auf die Lebensbilanz, die die Autobiografin vornimmt. Die Bemühung, als „normale Frau“ und nicht primär als „Opfer, aufgrund einer Stigmatisierung nach der Befreiung, wahrgenommen zu werden, veranlasst sie zum intensiven Erzählen positiv erinnerter Erfahrungen, die keineswegs widersprüchlich gegenüber dem Ort der Ereignisse erfahren sein müssen. Es scheint, als sei das lebenslängliche Bemühen um die „richtige“ Wahrnehmung als „normale Person“ geradezu zu einer zwingenden Notwendigkeit generiert, damit sie die traumatische Erfahrung als „Opfer“ als Identitätsschema negieren kann. So gesehen bleibt dieses Bemühen um Identitätsbalance eine lebenslange Aufgabe, die durch das Trauma des Konzentrationslagers ausgelöst worden ist.

Die Berührung mit zionistischen Idealen im Theresienstädter Kinderheim wirkt auf die Autobiografin befremdend („hab dazu überhaupt keine Beziehung gehabt“). Ihre Herkunft aus einem assimilierten liberalen christlich-jüdischen Elternhaus blieb vertrauter als die positiven Lernerfahrungen aus dem „Kollektiv“ des Kinderheims. Daneben bewertet sie die straffe Organisation in dem Kinderheim als hilfreich („aber das waren immer Kinder mit denen ich dann zusammengekommen bin, die eigentlich sehr führend waren in so einem Kollektiv (...) und natürlich war es eine Hilfe für das Ganze“). Individualistisches Verhalten wurde im Kinderheim sanktioniert und die Autobiografin in ihrem Verhalten eingeschränkt. Einerseits genoss sie die kollektive Erfahrung, wenn auch sich dieses Kollektiv unfreiwillig zusammenfand, doch andererseits behinderte es auch ihr Bemühen zur Realisierung von individuellen Handlungsplanungen, die mit der Loslösung vom Elternhaus eine starke Orientierungsfolie für die



und die haben sich irgendwie in den Abendstunden wo man ein bisschen frei gehabt hat haben die sich sehr aktiv betätigt an verschiedenen Vorträgen und so weiter also es war dann ein Kinderchor in dem ich gewirkt hab ein größerer Chor und es war **unglaublich** viel da ...“

Dieses Segment ist von narrativen und beschreibenden Sequenzen geprägt. Die Autobiografin greift meine Frage nach einem „typischen Tag“ im Kinderheim auf. Auch hier greift sie das Thema der Gegenüberstellung von der Unterbringung der Erwachsenen und derjenigen der Kinder und Jugendlichen auf und leitet zur Betreuung der einzelnen Heimzimmer über: „(...) und das waren gewöhnlich sehr sehr (...) gute Betreuer, also pädagogisch oder (...) sehr interessante Persönlichkeiten“. Die Sonderstellung der Kinder und Jugendlichen in Theresienstadt bedeutet auch für sie eine privilegierte Position innerhalb der Häftlingsgesellschaft, die zu einer biografisch relevanten Orientierung generiert. Das Nischendasein in Theresienstadt mit der bedeutungsvollen guten Betreuung („die haben sehr viel gegeben“), die auch über schwere Zeiten geholfen hat, führt die Autobiografin zu der Aussage, dass es „natürlich nicht immer sehr einfach“ war und fügt die Vergewisserungskoda „nich?“ hinzu. Dieser evaluativer Einschub muss aufgrund eines Plausibilitätsmangels der Erzählung eingefügt werden, damit mir als zuhörender Interviewer verständlich wird, dass sie in Theresienstadt nicht nur positive Erfahrung gemacht hat, denn immerhin handelt es sich um eine totale Institution, in der die Autobiografin ihre Handlungsrestriktion erfährt. Sie beschreibt damit erneut ihren Konflikt zwischen dem Identitätsschema „Opfer“ und „Nicht-Mehr-Opfer-Sein“ und schwankt erzählerisch innerhalb dieser Zerrissenheit und die für Zuhörer oft unerwartete Erzählung über biografisch relevante Erfahrungen in Theresienstadt, die in der Erfahrungsaufschichtung als nicht nur negativ, gegebenenfalls sogar als positiv, erinnert werden, der in der Folge möglicherweise mit irritierter Resonanz begegnet wird, denn von einem „Opfer“ erwartet dieser Zuhörer keine „positiven“ Erfahrungen in einem Konzentrationslager. Folglich kann in einem solchen missverständlichen Fall der Erzählende einer weiteren Stigmatisierung ausgesetzt sein, die aufgrund der desidentifizierenden Rollenerwartungen der Zuhörer entstehen kann. Die Autobiografin bemüht sich in diesem Segment um Verständnis für ihre Erfahrungen und erwähnt das „Reinemachen“ in ihrem Heim und vergleicht

die Aufgabenverteilung mit „wie beim Militär“, das symbolisch einen hohen Ordnungsgrad repräsentiert und dieser steht wiederum stellvertretend für ihre Würde und den Kampf gegen die eigene Verwahrlosung. Sie hat zwar in Theresienstadt auch Hunger gelitten, doch betont sie erzählerisch, dass es „unglaublich viel Kulturelles“ gab, das zwar auch für die nationalsozialistische Propaganda mißbraucht wurde, was sie als nachträglich erworbenes Wissen in die Erzählung integriert, und dennoch dominiert in der Erfahrungsaufschichtung, die in der Erzählung präsentiert wird, das „Kulturelle“ als biografisch besonders relevante Erfahrung („es war unglaublich viel da“), das mit ihrem Mitwirken in einem Kinderchor eingeleitet wird.

### 36. Segment (Zeilen 618-627)

„I: der Brundibar

E: Ja, der Brundibar ja da war ich von Anfang an in diesem Kinderchor ja und das spielte ich aber alles erst nach der Arbeit ab also wir gingen dann wir kamen dann nach Hause also ((schmunzelt)) also –eh- da hat man auch nach Hause gesagt ((lacht)) und –eh- und –eh- manchmal haben wir nicht mal Zeit gehabt sich umzuziehen weil wir wirklich also –eh- zur Probe sein wollten und na da sind wir in Arbeitskleidung und Schuhe voll Kot und so weiter sind wir zur Probe und und haben geprobt also Brundibar und ich hab dann auch diese anderen Chöre geprobt und ja dann haben wir das gespielt wies halt fertig war und angeblich 55 Mal ich habs nie gezählt aber sehr oft und .. ja es hat Spaß gemacht und und“.

Aufgrund meiner Zwischenbemerkung „der Brundibar“, die die Erzählung ihrer Mitwirkung in eben dieser Kinderoper Brundibar generiert, taucht die Autobiografin mit glänzenden und glücklichen Augen in die damaligen Erfahrungen ein. Das Abtauchen in einen positiv erinnerten Erfahrungsstrom wird auch durch die Bemerkung „wir kamen dann nach Hause“ offenbar, was letztlich doch nur das Heimzimmer im Konzentrationslager meint. Umgehend wird dieser Plausibilitätsmangel nicht durch eine Relativierung des Sachverhaltes, sondern durch eine Bestätigung („da hat man auch nach Hause gesagt“) dargelegt und weist auf sekundäre Anpassungsmechanismen hin. Bedeutsam ist, dass sie in ihrer „Arbeitskleidung“ zu den Proben für die Kinderoper erschien, was die hohe Relevanz sichtbar macht, die diese Erfahrung während des Erzählvorgangs für sie besitzt.

### 37. Segment (Zeilen 627-633)

„ich war überhaupt sehr ansprechbar auf diese Sachen weil ich von meiner Mutter diese –eh- diese –eh- ihre Gesangs also als Sängerin nich? habe ich da etwas mitbekommen das ich das geliebt hab und –eh- das war eigentlich das waren Momente wo man wo man irgendwie aus diesen Alltag aus dieser ganzen Angelegenheit –eh- was da alles auf uns zugekommen ist irgendwie sich befreit hat man man“.

Die Autobiografin reflektiert in diesem Segment die Gründe für ihre musikalische Orientierung resp. zum Gesang, die sie auf den Einfluss der Mutter zurückführt („weil ich von meiner Mutter (...) habe ich da etwas mitbekommen, das ich (...) geliebt hab“). Sie kommentiert darüber hinaus die Funktion des Singens vor dem Hintergrund der Umgebung („das waren Momente, wo man (...) irgendwie aus diesem Alltag aus dieser ganzen Angelegenheit (...) sich irgendwie befreit hat“). Die Mutter, als signifikante Andere besitzt auch hier wieder eine große Identifikationsrelevanz für die Autobiografin, die ihr Vater für sie schon lange nicht mehr besitzt und somit die Handlungsorientierung der Mutter als Vorbild für die Handlungsplanung der Tochter dient.

### 38. Segment (Zeilen 633-659)

„ja es es es is sind Sachen gewesen die eigentlich nich nachvollziehbar sind das ist ganz einzigartig was sich dort getan hat .. in der Art auch –eh- -eh- ich war –eh- ich kann mich erinnern wo wir da geprobt haben also diese anderen Chöre mit diesem Raffael Schächter mit diesem bekannten der sich dort –eh- also Dirigent und wir sind in einem Keller gewesen wo wo wir da –eh- geprobt haben –eh- ich weiß nicht/  
waren sie in Theresienstadt?“

I:

Ja, ich war schon dort

E:

Ja vielleicht haben sie das gesehen rechts neben der Kirche ist so eine große Tafel das können sie sie das lesen da unten die Tafel ist ober einem Fenster das so ganz bei der Erde ist so ein ganz typisches Kellerfenster nich? wo man früher da Kohle runter(geschuppt) hat und dort unten sind dort herunter sind dort unten sind haben wir in einem verhältnismäßig kleinem Raum also der nie geheizt war also es war ganz schön kalt und und Nässe alles mögliche und wir waren glücklich dort unten und und sind eine so waren so Bänke sind einem neben dem anderen so gesessen war ein altes Harmonium dort war furchtbar schlecht gestimmt und der Dirigent hat immer irgendein Schimpfwort von sich gehen lassen ein ein unzimmerreines ((lacht)) und und hat das A nur so und hat eine Stimmgabel gehabt und da da hat man das ganze Requiem von Verdi so einstudiert .. und –eh- viele andere Sachen und –eh- ich hab mir das dann angeschaut lang nach dem Krieg bin ich da mal runter wieder in diesen Keller ((laut)) ich konnt nich glauben dass das so ein kleiner Raum war + also jetzt benützt man das wieder als normalen Keller ja? oder was da drinnen ist und ich hab ich hab immer mir gedacht das es ein größerer Raum war so ein Gefühl hatt ich scheinbar durch diese Musik irgendwie das das so aufgeht ja? diese Wände und ich hab gesagt: das ist unmöglich dass wir das alle dringesessen sind und es war so ...“



Die Autobiografin taucht wieder in den Erfahrungsstrom aus Segment 34 ein. Zwar kommentiert sie die „Sachen“ als „eigentlich nicht nachvollziehbar“ und beschreibt zunächst die Räumlichkeiten, in denen die Proben stattgefunden haben, doch folgt zugleich die im Erzählstrom abgelegte Erinnerung der kollektiven Erfahrung („wir waren glücklich dort unten“). Der „ganz schön kalte“ Kellerraum wird zum positiv erinnerten Identitätsobjekt. Dort war man unter sich, dort konnte man das Unglaubliche realisieren, denn dort wurde das Requiem von Verdi einstudiert. Sie macht Erfahrungen, die sie außerhalb des Konzentrationslagers nicht hätte machen können. Das Einstudieren einer Kinderoper und des Requiems können als Form der sekundären Anpassung gelten, aber auch als Widerstand gegen die bestehenden Verhältnisse in einer psychotischen Umgebung und verstanden werden als Form der Erhaltung von einer Vorstellung von „Normalität“, wie sie für sie vor der Zeit in Theresienstadt gegolten hat. Auch hier deutet der Grad ihres „Schwärmens“ für ihre Teilhabe im Chor, der symbolisch die kollektive Erfahrung einer positiven Wirklichkeitskonstruktion in einer totalen Institution repräsentiert, den Grad des Erleidens und der Bedürftigkeit nach positiven Erfahrungen offenbaren. Der biografisch-zeitliche Wandel in der Bedeutung dieser Erfahrung wird erzählerisch durch einen Vorher-Nachher-Vergleich ausgedrückt. Als sie „nach dem Krieg“ diesen Kellerraum besichtigt, stellt sich ein Unterschied in der ehemaligen und anschließenden räumlichen Wahrnehmung ein. Der Raum erscheint ihr später kleiner. Das ehemalige kollektive Erleben hat somit die Wahrnehmung der räumlichen Größe dominiert, wofür sie auch umgehend eine Erklärung nachträgt: „Ich hab immer mir gedacht, dass es ein größerer Raum war, so ein Gefühl hatt ich scheinbar durch diese Musik“. Diese, durch die Musik verursachte, Entrückung war das Resultat der Schaffung einer individuellen Wirklichkeit, die für die Autobiografin zum psychischen Überleben in Theresienstadt beitrug und eine biografisch relevante Bedeutung besitzt.

### 39. Segment (Zeilen 659-664)

„... ja –eh- wie gesagt bei mir war so weil ich wollte als Kind habe ich mir gesagt ich will auch Sängerin werden wie meine Mama und ich hätte eigentlich nie Gelegenheit gehabt oder bis

daher habe ich keine Gelegenheit gehabt in einem Chor Kinderchor zu singen und ((lacht)) dort hab ich die Gelegenheit plötzlich gehabt das sind diese absurden Sachen die da passiert sind ..“

Scheinbar in der Kindheit nicht realisierte bzw. nicht realisierbare Handlungswünsche der Autobiografin, nämlich als Mitglied eines Kinderchors singen zu dürfen, werden in Theresienstadt realisiert. Sie reflektiert diesen Umstand selbst als „diesen absurden Sachen“ zugehörig, „die da passiert sind“. In der Tat scheint es absurd zu sein, dass ausgerechnet an einem Ort der Zerstörung individueller Handlungsplanungen gerade diese erfüllt worden sind. Der Umkehrschluss, dass diese Handlungsplanungen außerhalb des Konzentrationslager nicht hätten realisiert werden können ist falsch. Dennoch besitzt diese Erfahrung für sie eine unmittelbare identifizierende Bedeutung, die mit dem Sozialisationsort Theresienstadt verbunden ist. Die Bedeutung der Mutter als Orientierungsvorbild wird auch in diesem Segment deutlich („ich will auch Sängerin werden, wie meine Mama“).

#### 40. Segment (Zeilen 664-686)

„ja also das war auch dabei und –eh- es war natürlich sehr unangenehm wenn man krank geworden ist weil obwohl sehr gute Ärzte dort waren dort waren die berühmtesten Professoren aus Berlin und alles mögliche dort ja? aber ich mein wenn man wirklich also liegen musste hat man sehr wenig es waren irgendwelche –eh- -eh- Krankenzimmer dort und irgendwelche ärztliche Praxis auch aber die haben sehr wenige Medikamente gehabt aber –eh- .. –eh- das war natürlich gar nicht angenehm wenn man da krank geworden ist das ärgste sind dann waren dann diese Transporte die dann weitergingen ((sehr leise)) natürlich + ... weil das war das wo man dachte dachte also man ist in Theresienstadt furchtbar uns so weiter aber man hat nicht gedacht dass da noch etwas ärgeres kommen kann weil –eh- wussten wir nicht wohin das geht man wusste nicht was dort geschieht .. ja das hat man streng hat man streng verheimlicht was .. man hätte diese ganze –eh- riesen Menschenmasse obwohl es lauter Zivilisten waren alte Leute Kinder aber man hätte doch nicht so so –eh- bewältigen können wie wenn die Leute wüssten das sie ja praktisch alle –eh- ((leise)) in den Tod fahren + oder die meisten ... also das das haben wir dann gehabt ich hab das dann irgendwie miterlebt –eh- eigentlich aus sehr sehr –ehm- großer Nähe weil wieder diese Selbstverwaltung die da war diese jüdische die hat uns das heißt uns Mischlinge also wir waren zirka eins zwei drei Transporte die wir aus der aus der aus dem Protektorat gingen –ehm- das heißt einige Hundert war wir .. aus der ganzen aus dem ganzen Land und –ehm- man hat uns irgendwie angesprochen ob wir da –eh- eine Art Transporthilfe leisten würden –eh- könnten weil man hat irgendwie offiziell –ehm- war es das wir Mischlinge geschützt sind vor dem Weitertransport“.

Mit diesem Segment nimmt die Autobiografin wieder einen Wechsel von positiven Erfahrungen in Theresienstadt zu negativen erfahrenen Ereignissen vor. Nach den scheinbar unbeschwerten Chorerfahrungen werden

Wissensbestände, die nachträglich erworben wurden, offengelegt. Die Thematisierung „Krankheit“ beruht nicht auf den eigenerlebten Erfahrungen der Autobiografin. Ebenfalls bleiben die „Weitertransporte“ lediglich aus ihrer aktiven Beobachterperspektive erinnert, nicht jedoch aufgrund eigener Betroffenheit durch den „Weitertransport“. Im Rahmen der Organisation dieser „Weitertransporte“ durch die „jüdische Selbstverwaltung“ wird sie jedoch involviert („hab das dann irgendwie miterlebt, eigentlich aus sehr großer Nähe“). Aufgrund ihres Status als „Mischling“ bleibt sie vor weiteren Transporten in die Vernichtungslager verschont und bekommt das „Privileg“, sogenannte „Transporthilfe“ für die Betroffenen zu leisten. Die Darstellung der Gegensätzlichkeit der Involviertheit hinsichtlich der „Weitertransporte“ zwischen „Ich“ und den „Anderen“ weist auf die Relativierung hin, die die Autobiografin zwischen ihrem privilegierten Status und dem „Weitertransport“, d.h. den sicheren Tod der anderen als identitätsrelevante Kategorie vornimmt, in der sie ausdrückt, dass die Demütigung, der sie ausgesetzt war, für sie eine schwächere biografische Relevanz ausweist, als es die Demütigung für die zum Tode bestimmten Menschen haben muss. Diese Wirklichkeitskonstruktion dient der Enttraumatisierung der Autobiografin und der Rationalisierung eigenerlebter Erfahrungen.

#### 41. Segment (Zeilen 686-728)

„das hat man meiner Mutter eigentlich auch gesagt weil meine Mutter als ich weg sollte nach Theresienstadt ist nach Prag gefahren schnell vorher und hat versucht hier auf der der Gestapohauptstelle oder was das war hat sie also war bereit absolut alles zu machen ja? sie hat irgendwann ein paar Schmuckstücke von was sie gehabt hat sie hätte alles gegeben sie hätte alle verkauft –eh- na ein Mutter was sie für ihr Kind noch machen und weil sie doch deutsch auftreten konnte sie war doch Österreicherin und da hat sie –eh- doch sich irgendwie gehofft ob sie mir doch nicht helfen könnte aber –eh- es war es war vergebens und sie hat dort mit jemandem gesprochen unter anderem der ihr gesagt hat sie soll sich doch nicht so fürchten um mich –eh- wenn ich also kräftig und gesund bin –eh- wird es für mich nicht so arg sein weil ich werde nicht weiter transportiert das hat ihr jemand auf der Gestapo dort gesagt hier in Prag und das war so der Moment an den man sich dann gehalten hat und das hat bestimmt genau ein Jahr diese ganze Angelegenheit bis bis –eh- 44 und als dann und als dann 44 diese ganze Riesentransportwelle –eh- von Theresienstadt nach Auschwitz gegangen ist da hat überhaupt nichts mehr gegolten da sind Mischlinge auch gegangen also das das hat man damals nicht mehr .. nichts mehr berücksichtigt also das war da schon Glück dass dass ich da ganz einfach nicht ... wir haben da mitbekommen dass unsere Kollegen und Bekannten plötzlich in Transport eingereiht worden sind ja? na und kurz und gut und zuerst weil man weil wir angekommen sind hat man doch gewusst also die Mischlinge bleiben hier in Theresienstadt da hat man uns angesprochen wegen diesen Hilfsdienst na ja da habe ich gesagt: ja natürlich und wir hatten da eigentlich solche eigene

Nummern weil wir ein Transport also –mhm- organisiert wurde ein Weitertransport also da –mhm- mussten die Leute auf eine Sammelstelle und man konnte nicht mehr die waren dann abgeschlossen und –eh- -eh- es durften nur Leute dort mit irgendeinem Ausweis dazu und wir haben also einen Ausweis bekommen also eine Reihe von uns ich weiß wie viele da waren und –eh- hatten solche Binden und so das man uns erkennt und ham da also viel Hilfsdienst geleistet und haben eigentlich die Leute –eh- bis zum zum Einwaggonieren begleiteteten können vor allem Fälle für alle Fälle –eh- -eh- vor allem –eh- alte Leute die das gebraucht haben also es war schon ganz schrecklich ((leise)) muss ich sagen + es war schon furchtbar weil in dem Moment es hat sich alles in der Hamburger Kaserne die dann ganz nur für diese Zwecke –ehm- -eh- also da war sind alle ausgesiedelt worden und –eh- wie diese Gleise dort/

sie haben vielleicht dort ein Stück von diesen Gleisen noch gesehen das ist so als als –eh- die Gleise ging bis bis an das weitere Straßeneck der ganze rückwärtige Teil von der von der sogenannten Hamburger Kaserne dieser gelben –ehm- -ehm- bis am Ende des Gebäudes dort standen diese Waggonen und wie die Leute aus den aus der Hintertür von diesen von dieser Kaserne rausgingen da war das schon nur SS mit Hunden uns alles was da halt und und –eh- bewacht und so weiter und da ging das alles: los los und wer hingefallen ist na schrecklich“.

Der vermeintliche Schutz der „Mischlinge“ vor den „Weitertransporten“ in die Vernichtungslager sollte auch die Mutter der Autobiografin „trösten“. Dennoch unternahm sie auf der Gestapohauptstelle in Prag Versuche, ihres Tochter vor dem Transport nach Theresienstadt zu schützen, was ihr letztendlich nicht gelang. Wieder erscheint die Mutter als der aktive Elternteil. Der Fokus auf die Mutter, die empfundene Liebe der Mutter, symbolisiert die Hoffnung, die die Autobiografin niemals aufgegeben hat, und folgt der damit verbundenen Zukunftsorientierung, die im Konzentrationslager eine Wirklichkeit schuf, die jenseits der handlungsunterdrückenden Maßnahmen in der totalen Institution verortet war. Als die Bedrohung der Deportation auch die Autobiografin einholte und die „Mischlinge“ nicht mehr prinzipiell vor den „Weitertransporten“ geschützt waren, „Bekannte“ in die Transporte eingereiht wurden, brach für sie die wirklichen und die geglaubten Welt der Privilegien zusammen, an die sie sich stark geklammert hatte und die für sie eine bessergestellten Status innerhalb der Häftlingsgemeinschaft darstellte und durch den sie sich selbst von den anderen Insassen abzugrenzen versuchte: „da hat überhaupt nichts mehr gegolten, da sind Mischlinge auch gegangen“. Durch ihre Mitarbeit in dem „Hilfsdienst“ versucht sie sich vor dem „Weitertransport“ zu schützen. Sie selbst bezeichnet ihren Verbleib in Theresienstadt als „Glück“. Sie befindet sich in einem Dilemma, einerseits beim „Einwaggonieren“ mitzuhelfen und andererseits die Möglichkeit ihrer eigenen Deportation durch Mitarbeit zu minimieren. Diese traumatisierenden Erfahrungen lösen in der Erzählung erleidensimmanente Passagen aus. Das

Aufrechterhalten einer positiven erzählerischen Darstellungsintention scheint für die Autobiografin nicht mehr möglich zu sein. Die Erzählung gelangt durch den Erinnerungsstrom des Erleidens an einen hohen Grad von Homogenität zwischen Erzähl- und Erfahrungsebene, d.h. ihre Erzählung ist vom erinnerten Erfahrungsstrom dominiert.

#### 42. Segment (Zeilen 728-738)

„ist man dann da das war der Moment wo man sagt: aha das das das das is das is schon irgendwie Ende der Welt ja? also man kann das schwer mit beschreiben .. weil das war wie man so mit Menschen umgehen kann ((leise)) geht mir bis heute nicht in den Kopf + überhaupt wissen sie etwas kann ich noch verstehen –eh- es ist Krieg und es sind Soldaten gegeneinander ja? das das man sich schlecht behandelt und und und erschlägt weiß nicht das ... is auch nicht normal aber es hat etwas noch Begreifliches aber –eh- wie man wie man so mit Kindern und alten Leuten und Frauen und und mit Babys und so is **unvorstellbar** das muss eine Psychologie gewesen sein in den Köpfen die die die die man irgendwie nicht weiter (erklären) kann ...“

In Kommentaren versucht sie ihre Erklärungsnot für ihre Erfahrungen zu rationalisieren und Kategorien für das Geschehene zu finden. In dem Vergleich zwischen einem Krieg und dem Holocaust versucht sie Orientierungsmuster innerhalb von unterschiedlichen Formen von Gewalt zu bilden. Sie scheitert mit ihren Erklärungen und versucht, durch das Erwähnen ihrer Verstehensgrenze („is unvorstellbar“) eine weitere Vertiefung der Thematik und somit in ihr eigenes Erleiden zu verhindern.

#### 43. Segment (Zeile 738)

„also das haben wir auch mitbekommen diese Sachen ..“

Durch die sprachliche Kollektivierung („wir“) distanziert sich, sie sich im Schutz der sozialen Erfahrung, von ihren individuellen Erleidenserfahrungen. Daneben drückt die Vokabel „mitbekommen“ eine Distanz zu dem Erfahrenen aus, da sie sich so als Beobachterin verhält und nicht primär als Erleidende. Die Verquickung von Distanzierung und Involviertheit beschreibt das Dilemma in der Selbstbeschreibung der Autobiografin, das sich zwischen der erzählerischen Thematisierung des Erleidens und der

Darstellungsabsicht der erfolgreichen Karrieristin sowie der erfolgreichen „Bewältigung“ des Erleidens bewegt.

#### 44. Segment (Zeilen 738-765)

„also na ja dann wir wussten noch immer nicht was los ist wir wussten nur also jetzt ist jetzt sind die schönen Zeiten weg also da hat man noch gedacht Theresienstadt also ja? hat man ((lacht)) man ma ja wir hatten dann noch einen Moment wo wo wo –eh- wo wo viele nach also wo was –eh- s s es war ein unschöner Tag und –eh- -eh- an den dann viele gedacht haben man hat uns und das war am 11. 11. November –eh- 43 also ich bin im Januar gekommen –eh- im Juni bin ich hingekommen 43 da hat man damals das ganze Ghetto wie sie gesagt haben also alle Leute bis auf die Liegendkranken mussten sich einreihen und raus sie müssen sich vorstellen damals war es gegen 70.000 Menschen es war in diesem Ghetto es war eigentlich kleiner als sie jetzt sehen weil es war nicht ganz offen alles diese Straßen ja? also 70.000 Menschen und gezählt und so und losgehen man hat uns geführt in sogenannter Bauschowitz –eh- -eh- ( ) wie sagt man Mulde es war so so ein Feld und ringsherum war es so wie eine Mulde ja? und dort sind und dort hat man uns gezählt ja es war also November sehr schlechtes Wetter war kalt regnerisch uns so weiter und wir standen da immer wieder mussten wir also ich glaub in Fünferreihen das man nich? wie son Block von Menschen alte Leute Kinder und so weiter und oben ringsherum auf den erhöhten Plätzen war einer von der Wehrmacht neben dem andern mit mit –eh- mit den –eh- na Automat mit . Waffe .. und ohne Essen ohne etwas die ganze Zeit und man wusste nicht was geschieht also wir haben uns gesagt wenn die uns immer wieder zählen immer wieder zählen also die werden uns doch nicht man hat das Gefühl gehabt es erklingt ein Befehl und die erschießen uns alle hernieder weil das das war so grade ringsum und das hat den ganzen Tag gedauert .. na und dann dann haben se uns endlich also das war wirklich (nur) zählen und –eh- dann hat man hat man gesagt den Befehl es war schon dunkel weiß ich was und da sind Reflektoren und so weiter gewesen und dann haben sie uns gesagt ja also zurück .. also das war ein Moment wo wo man sich gefreut hat man ((lacht)) ist in Theresienstadt zurück“.

Die Ereignisse in Theresienstadt stellen für die Autobiografin einen Wechsel in ihrem Erleiden dar („jetzt sind die schönen Zeiten weg“). Diese Bewertung, die in der erzählten Zeit verortet ist, deutet auf einen Verlust hin, der ihr Empfinden für die Unversehrtheit der eigenen Person in Frage stellt. Ihr vermeintliches Privileg gilt für sie als verloren, die Deportationen aus Theresienstadt bestimmen den Alltag und das Unaussprechliche, der Gedanke an den eigenen Tod, wird in der Erzählung angedeutet („wir hatten dann noch einen Moment, (...) es war ein unschöner Tag, an den dann viele gedacht haben, man hat uns“). Das demütigende Ereignis der sogenannten Zählung im Bauschowitz Kessel wird als eine traumatisierende Erfahrung erinnert. Die psychische Belastung während der „Zählung“ basierte auf der Befürchtung, dass zu jedem Zeitpunkt etwas „Unvorhersehbares“, die Ermordung, passieren könne. In der gelebten Geschichte verstärken sich die

Rationalisierungsbemühungen, um die Angst zu kontrollieren: „Also wir haben uns gesagt, wenn die uns immer wieder zählen, immer wieder zählen, also die werden uns doch nicht. Man hat das Gefühl gehabt, es erklingt ein Befehl und die erschießen uns alle hernieder“. Als sie am Abend wieder nach Theresienstadt zurückkehrt, empfindet sie Freude, primär Freude, dass sie nicht erschossen worden ist. Die Maßnahmen der SS und der Bewacher in Theresienstadt zielten auf die Verstärkung eines desidentifizierenden Rollenverständnisses des Individuums, mit der Absicht, die bisherigen identitätsrelevanten und identitätsstabilisierenden Orientierungen des Einzelnen zu zerstören.

#### 45. Segment (Zeilen 766-784)

„I: mhm  
 E: da sind wir gegangen nur schon im Bett und das Bett war doch so dürrtig und es war doch nur auf einen Strohsack und der hat immer solche Wellen gehabt wusste nicht wie man sich hinlegen soll es war wahnsinnig viel Ungeziefer furchtbar viel Wanzen und Flöhe ja? und und man hat sich gefreut dass man dieses Plätzchen hat .. und wer sich daran erinnern kann der hat genau der erzählt immer dasselbe dass man gesagt hat: ((leise)) (((geheimnisvoll))) wenn ich schon wenn ich schon auf diesem meinem kleinen Plätzchen wär was mir gehört + und wo ich meine Decke hab und ein paar Stückchen Sachen die mir gehören und und .. na ja und das habe ich diese Transporte das war auch wieder so ein Moment wo man gesagt hat: solange ich in Theresienstadt bleib also ((atmet tief durch)) ist es doch irgendwie ja irgendwie man hat doch immer wieder gewusst es kommt das Kriegsende wenn man das nicht gewusst hätte wär es zum verrückt also . aber man hat **immer wieder** gewusst –eh- also dass dass der Krieg zu Ende geht und dass –eh- also damals wusste man schon von Stalingrad und was und so weiter und es kamen doch immer wieder Nachrichten ins Ghetto rein und und man wusste und hat sich geklammert das Deutschland den Krieg verliert natürlich und das war ((flüsternd)) wie lange kann das noch dauern ein halbes Jahr ein dreiviertel Jahr + ...“

Auf der Suche nach einem individuell bedeutsamen Ort, der Geborgenheit bietet und an dem die verbleibenden Identitätsobjekte aufbewahrt werden konnten, gelangt die Autobiografin erzählerisch an ihr „Bett“, mit „Wanzen und Flöhe“, und „man hat sich gefreut, dass man dieses Plätzchen hat“. Im Rahmen einer kollektiven Selbstvergewisserung bestätigt sie sich die Bedeutung ihres „Plätzchen“, das für sie zur Erhaltung rudimentärer Individualität und zum Überleben notwendig ist („und wer sich daran erinnern kann, der hat genau, der erzählt immer dasselbe (...), wenn ich schon auf diesem meinem kleinen Plätzchen wär, was mir gehört“). Theresienstadt

wird durch die Veränderungen in den identitätsrelevanten Orientierungen der Autobiografin zum jenem Ort, der, als ihr Lebensmittelpunkt, die zeitliche Kontinuitätslinie unterbricht und keine zukunftsorientierten Vorstellungen und Handlungsplanungen mehr ermöglicht und gleichzeitig Sicherheit suggeriert: „Solange ich in Theresienstadt bleib“. Doch auf der kollektiven Erfahrungsebene drückt sich auch wieder eine Orientierung aus, die auf das „Kriegsende“ hoffen läßt und somit auf die Befreiung („man hat doch immer wieder gewußt, das Kriegsende (...), dass der Krieg zu Ende geht“). Auf der Erzählebene reflektiert sie die Funktion ihrer resp. der kollektiven Hoffnung, die zur Aufrechterhaltung von zukunftsorientierten Optimismus den Überlebenswillen wesentlich unterstütze.

#### 46. Segment (Zeilen 785-849)

„I:

So haben sie ihre

Angst bekämpft

E: na das war alles nicht wahr? man hats weitergegeben jemand jemand hat da gesagt sie sind schon ich weiß nicht das waren das waren Städte die man nie mehr nie gehört hatte ich weiß (Swolensk) ist gefallen weiß ich wo (Swolensk) war ja? (((simuliert die damalige Hoffnung durch gespielte Erleichterung wieder/ ironisch))) ((laut)) ((schnell)) das ist schon gefallen und jetzt haben sie gesagt (*Ortsname*) jetzt haben sie schon eine polnische Stadt genannt + und so weiter und da gab es Leute die haben sich so eine Mappe gemacht und haben eine Stecknadel reingesteckt und (((flüsternd/geheimnisvoll))) alle sind gekommen und gezeigt wo das ist und so weiter + und ich kann mich erinnern an die Nacht wo wo Dresden bombardiert worden ist . das haben wir alles gehört ja das war eine von 17. auf 18. –eh- Februar das werde ich nie vergessen 45 ja? und –eh- man hört doch in der Nacht wenn Ruhe ist hören sie sehr also wir haben das Fenster also gerade auf diese auf diese Richtung gehabt Norden und –eh- die da der der Himmel war rot so schwarz-rot ja? und man hat alle man hat gehört so von weitem brumm brumm ist das gegangen und wir (((freudig-erregt))) und wir haben gejauchzt vor vor + ((leise)) vor Freude + .. und dort dort war die Hölle los ((flüsternd)) ja wir haben gesagt es kommt es kommt es kommt es kommt ( ) + .. ich hab das dann ich war eingeladen bei der Eröffnung von der Semper-Oper die war an demselben Moment 13 14 wars 14 –eh- -eh- die Nacht von 13. bis 14. Februar und war eingeladen –eh- zur Premiere –eh- zur Eröffnung der Semper-Oper und –eh- -eh- damals der Professor Herz hat mir einen Brief geschrieben und ich hab ihm damals einen Brief geschrieben wo ich ihm das geschildert hab wo ich diese Nacht war also er wusste dass ich in Theresienstadt war und –eh- was wie wir reagiert haben was ja alles furchtbar ist aber es is ja verständlich nich? –ah- hat gesagt den Brief hat er bis heute noch aufgehoben ich wusste er ist ist das ich ihm das schreiben kann .. **na ja** und so hat man halt –eh- jede jede .. ja und dann haben wir es endlich erfahren also die das grauenvollste weil es waren dann im im in dieser Zeit also wie Dresden bombardiert ist und so weiter wurde und da kamen plötzlich Transporte **zurück** nach Theresienstadt aus dem Osten ja? weil wie die Front gegangen ist nicht? also –eh- -ehm- die Militär und da hat man die Leute die sie also nicht an Platz und Stelle liquidieren konnten die haben sie irgendwie vor sich getrieben also das waren diese wie man sagte –eh- Todesmärsche oder es ging auch in Waggons ja in Waggons kamen die an und da kamen ein also eine ich weiß nicht wie viel aber es waren war es war es waren einige Transporte oder Gruppen die kamen nach Theresienstadt eines Tages zurück .. ((leise)) und da haben wir erfahren was sich dort



getan hat + da haben wir erst über die Gaskammern und was das ist also wir haben immer nie den Namen Auschwitz gehört wir haben immer nur den Namen Birkenau gehört (6 Sek.)

I: Wie war das für sie als sie davon gehört haben?

E: puh ... das ist ich weiß nicht das ist das das kann man schwer sagen ich mein weil diese Leute –eh- erstens haben wir noch haben in Theresienstadt sehr viel Leid gesehen und so aber so heruntergekommene Menschen .. wie die zurückgekommen sind das das haben wir nicht gedacht dass das noch möglich ist . das sind Waggons gewesen also natürlich alles Viehwaggons gewöhnlich offene nich? –eh- und das ist eingeschoben worden und jetzt war Ruhe also jetzt wussten wir nicht und wir konnten also –eh- -eh- ich mein jetzt stand man dort und jetzt hat man die Türen aufgemacht und jetzt wussten sie nicht –eh- was wer lebt und und wer nicht mehr lebt .. ja und wir haben wir haben wir sind gelaufen haben irgendwas genommen zum Essen und haben ihnen das gegeben –eh- u und und dann haben unsere Ärzte dort gesagt macht das nicht weil nach so langer Zeit sagen wir die Leute waren ich weiß nicht wie lange ganz vollkommen ohne ohne –eh- Essen und so in diesen Waggons und haben gesagt nein wenn dann nur ein Stückchen Zucker bisschen Wasser –eh- alles kann schaden na und so weiter und –eh- also es es war furchtbar also das ich habe mich immer daran erinnert an solche mittelalterliche –eh- Bilder wo man wo man das Jüngste Gericht zeigt ja? mit diesen vielen Menschen die da so untereinander sind und und zur Hölle gehen ich mein diese furchtbaren Hieronymus Bosch und so und das waren die Bilder .. das waren die Bilder ... na und die Leute haben dann wie die angefangen haben zu erzählen –eh- und dann dann haben wir und man konnte das eigentlich irgendwie nicht glauben also also es sind gewisse Sachen die die vielleicht auch wenn man es sieht irgendwie nicht . nicht nicht zu verstehen sind ... ja was was soll man da? .. erzählen noch“.

Die Hoffnungen auf das Kriegsende, auf eine baldige Befreiung, nährten sich durch Gerüchte, Halbwahrheiten und Ortsnamen, die wie ein Lauffeuer den „Mundfunk“ in Theresienstadt nährte. Der wirkliche oder vermeintliche Verlauf der Kriegsfront wurde aufmerksam verfolgt und auf selbstgefertigten Landkarten festgehalten. Die Autobiografin nährte ihrer Hoffnungen aus der Zerstörung von Dresden in jener Nacht vom 17. auf den 18. Februar 1945, als angeblich in Theresienstadt der Lärm der Bombardierungen und der rote Verfärbung des Himmels durch das Feuer der brennenden Stadt wahrgenommen werden konnte. Sie erzählt diese Sequenz ausführlich und freudig-erregt, da sie erzählerisch eine Brücke zu einem Ereignis schlägt, das nahezu die Wendung von der mutmaßlichen Ironie der Geschichte bemüht. Die Teilnahme an den Feierlichkeiten anlässlich der Feierlichkeiten der Wiedereröffnung der Dresdner Semperoper im Jahre 1985 bedeutet zweierlei für sie: Zum einen gehört sie zum ausgewählten Kreis derjenigen, die aufgrund ihrer beruflichen Position überhaupt eingeladen werden, was wiederum ihre positive berufliche Karriere in den Vordergrund rückt. Zum zweiten, und das ist wesentlich in der Erzählabsicht, beweist sie durch ihre Teilnahme, dass sie ihren Häschern entkommen ist, dass sie überlebt hat und nicht mehr das passive und gedemütigte Mädchen ist, das die Nationalsozialisten aus ihr gemacht hatten. Die Korrespondenz zwischen ihr

und einem Professor über diese Verbindung der persönlichen und historischen Ereignisse konnte auf Grundlage der beruflichen Erfolgskarriere geschehen, d.h. die traumatische Erfahrung Theresienstadt blieb in dem Moment von dem erfolgreichen beruflichen Karriereverlauf überlagert, was auf eine weitgehend positive biografische Bearbeitung der Folgen aus ihrer Verfolgungszeit schließen läßt. Mit den sogenannten Todesmärschen kamen Menschen nach Theresienstadt, die über die „Gaskammern“, über „Auschwitz“, erzählt haben. Auf meine Zwischenfrage nach ihren Empfindungen aufgrund dieser Erzählungen verfolgt die Autobiografin das Darstellen dessen, wie sie die nach Theresienstadt eintreffenden Personen gesehen hat, bleibt jedoch, trotz dieser traumatischen Erfahrung, eine teilnehmende Beobachterin, die die Schrecken, die diese Personen erleiden mussten, glücklicherweise nicht erfahren musste. Darüber hinaus kann sie ihnen sogar noch Beistand leisten („wir sind gelaufen, haben irgendwas genommen zum Essen und haben ihnen das gegeben“). Die Berührung mit den Gräueln der Vernichtungslager aus den Erzählungen der Überlebenden, die nach Theresienstadt kommen, und mit ihrer körperlichen Verfassung veranlasst die Autobiografin zur Relativierung ihrer bisherigen Erfahrungen: „(...) Haben wir (...) in Theresienstadt sehr viel Leid gesehen (...), aber so heruntergekommene Menschen, wie die zurückgekommen sind, das (...) haben wir nicht gedacht, dass das noch möglich ist“. Ihre traumatischen Bilder, die sie erinnert, finden für sie kein Pendant im weltlichen Erfahrungsrahmen und sie benutzt daher das religiöse Motiv des „Jüngsten Gerichts“, ein Bild, das die äußerste Belastung ihrer Empfindung symbolisiert. Für sie sind diese Erfahrungen „auch wenn man es sieht“, nicht zu „glauben“ und auch nicht zu „verstehen“. Ihre Ratlosigkeit und auch ihre Scheu vor einer Vertiefung dieser „Bilder“ in der Erzählung werden mit einer rhetorischen Frage als Abschlusskoda ausgedrückt.

#### 47. Segment (Zeilen 850-966)

„I: Erzählen sie doch noch was zum Brundibar. War das auch ein wenig vergessen können?

E: Ja ja klar klar hat Spaß gemacht großen Spaß gemacht und man hat irgendwie gefühlt die Leute .. –eh- die Leute die dabei waren ja? weil

es war ja nie so eine Art Theater wie man das wie jeder so schön auf seinem Platz sitzt und wenn dann waren da immer Bänke oder irgendwas Improvisiertes und die meisten saßen auf der auf der Erde oder so und es waren immer **wahnsinnig** viele Leute bei und –eh- es war so eine riesige Gemeinschaft von Menschen die plötzlich –eh- irgendwo in einer anderen Welt waren ja? dadurch man hat das irgendwie hätte das damals vielleicht nicht so sagen können ja? aber –ehm- -eh- damals hat mich auch niemand gefragt ((lacht)) über das ja? aber –eh- es war genauso dass man plötzlich irgendwo irgendwie aus diesem aus den ganzen irgendwo ein bisschen .. im Luftloch war ((lacht)) oder soll man sagen irgendwo **weg** .. und überhaupt bei Brundibar das kannte doch schon fast jeder schon auswendig und allen Leuten und –ehm- die haben immer diese letzten Gesang immer mitgesungen alle ja das war doch so ne Siegeshymne für uns alle nich? also –eh- -eh- /

haben sie das gehört? diesen Brundibar?

I: ich hab eine  
Aufführung in Stuttgart gesehen E: aber die deutsche  
Übersetzung ist nicht gut also die ist nicht genau ich weiß man kann das nicht immer so  
genau machen aber ich mein die tschechische Über der tschechische Text ist Brundibar ist  
besiegt wir haben den Krieg gewonnen Wort und wörtlich ja? und wir haben deswegen  
gewonnen weil wir uns nicht gefürchtet haben und weil wir immer unser Lied gesungen  
haben und so weiter diese Text ist da drin also wenn sie sich das vorstellen können nich?  
jetzt haben wir das da so runtergedonnert alle ja? also **wir** haben den Krieg gewonnen ja?  
so ging das, das da so ich hab den deutschen Text hab ich wie ich den ersten Mal  
gelesen hab gesagt: ach Gott ist das katastro das ist weg .. weil das war der Inhalt nich? und  
das haben wir gesungen wie wie also das die Fenster gezittert haben ...

I: der wurde immer auf tschechisch aufgeführt

der Brundibar

E: **Ja ja klar ..**

I: Wie war das mit dem Requiem von Verdi?

E: Wissen sie es is diese Leute die orthodox gefühlt haben die waren böß darüber weil von  
diesem Schächter das war seine Idee war genial ausgedacht weil der Text auch erstens ist  
es eine herrliche Musik und zweitens der Text ist ja und diese ganze Anreihung der  
einzelnen –eh- Partien –eh- -eh- sind ja auch unglaublich –eh- -eh- -eh- -ehm- -eh- für dort  
also –eh- warn also dram dramaturgisch war es ganz genial ausgedacht von von von dem  
das er gerade dieses Requiem genommen hat weil dort –eh- -eh- -eh- sehr dramatisch is –  
eh- ich meine ich meine dass Gericht also nicht? dass Gott soll richten und dann is –eh- das  
Ende ist eigentlich Gott beschütze uns und mach uns frei also in der Art ich mein den letzten  
Moment ja? und gerade das in Theresienstadt zu singen –eh- fand find fand ich auch  
eigentlich sehr gut obwohl ich damals nichts so geahnt hab muss ich sagen also ich hab ich  
hab das nicht direkt einstudiert weil ich war so in einem –eh- bei Schächter in so einen –  
ehm- eher jugendlichen Chor drinnen aber wir haben das mitbekommen weil wir eigentlich  
immer zugehört haben .. und natürlich bei jeder Aufführung sind wir dabei gewesen also wir  
haben das alle –eh- sehr gut gekannt und und bei der letzten Requiem das muss ich weiß  
nicht genau wann das war das muss in den –eh- in den letzten –eh- -eh- Zeit gewesen sein  
bevor die letzten Transporte 44 weggegangen sind da war noch ein Requiem und da war da  
war der Chor schon sehr geschwächt weil –eh- ((lacht)) er musste immer wieder von vorne  
anfangen ja? Requiem war verhältnismäßig lange im Programm das hat man ich weiß nicht  
wie viel gespielt aber bestimmt –eh- eine Reihe von von Konzerten von Aufführungen war  
und –eh- da sind immer jemand dazwischen vom Chor eine Reihe von Leuten weggefahren  
–eh- wieder weiter genommen wieder einstudiert wieder und war mit allem dort so und bei  
dem letzten war schon so wenig Leute da dass wir –eh- ich war dabei so schnell  
ingesprungen ist weil wir kannten das also ich habe beim letzten mitgesungen –eh- -eh- wo  
wir eigentlich wenigstens wir nicht wussten dass das der letzte schon ist ja? aber . –eh- na ja  
s s es ist ein Riesenerlebnis so was zu hören und und dabei zu sein weil es is für mich ein  
unglaubliches für mich ist die beste Verdioper sag ich immer das Requiem  
(((schwärmerisch))) herrlich + .. aber . –eh- s wie gesagt es es **das** Verdi-Requiem in  
Theresienstadt mit allem was dazugehört –eh- -eh- s is eine eine ist ein Buch wert zu  
schreiben ja? weil es ist etwas Unglaubliches .. das es dort zu –eh- dazu gekommen ist dass  
man das dort gemacht hat

I: mhm

E: mit sehr guten  
Solisten mit **einem** Klavier das nie Füße gehabt hat das hat immer so auf Pfosten so so auf  
Pfosten ist das das war nie ein Klavier mit Füßen ((lacht )) dort hat man irgendwie

hereingebracht ich weiß schon nicht von wo das stammte und –eh- mit sehr guten Pianisten und und ((7 Sek.))

I:

Was gab es neben der Musik noch für Aktivitäten?

E: huh .. na ja also es gab es gab –eh- Vorträge –eh- es gab Kabarets [oder: Cabarets] nich? –eh- auch nicht so ganz –eh- wieder dahin –eh- wie soll ich sagen –hm- lassen sollte ganz ohne Unterricht . und . das war –eh- das war –eh- hat auch nicht immer sehr lange gedauert weil es ist immer wieder jemand gekommen wieder jemand weggegangen aber wir hatten eine –eh- Zeitlang hatten wir sogenannte ((stößt Luft durch die Zähne aus)) gesprochene Zeitung hieß das und das war so eine hat uns eine /ehm/ auch von den Betreuerinnen die hat uns das organisiert –eh- und wir hatten so jeder seine Redaktion weil man sehr schwer etwas schreiben konnte erstens –eh- -eh- -ehm- . **na** eine Zeitung zu machen war verboten dabei es existierte dieses Vedem/

das

kennen wissen sie ja nich? das war aber bei den ich hab darüber überhaupt nichts gewusst das haben die Jungen die verschiedene Konzerte aber das ist auch Musik –ehm- **ja** wir hatten eine Art Unterricht auch wo wo man uns Jungens waren vis á vis in dem Haus wo heute das Museum ist dort war das Knabenheim wir waren schief gegenüber eigentlich beide Häuser rechts und links von der von der Kirche waren nur Mädchen also fast nur Mädchen bei uns waren auch schon ein paar Jungens aber in dem anderen Haus waren nur Mädchen und ich selbst habe nie etwas davon gehört muss ich sagen aber wir haben sogenannte gesprochene Zeitung gemacht und das heißt es hat so jeder sein Referat gehabt und sind wir immer einmal in einer Zeit ich weiß nicht vierzehn Tage oder ich weiß nicht mehr sind wir zusammengekommen und jeder hat sich was vorbereitet und –eh- hat immer –eh- das was er –eh- sich so vom hat er immer –eh- erzählt oder vorgetragen und –eh- es war ganz amüsant ja sogar einer hat Sport gehabt weil irgendwo um die Ecke hat man weiß ich hat man Ball gespielt und hat man irgendwie eine eine Turnier raus gemacht über ein Netz oder was oder Fußball auf dem Hof nech? und so weiter also da hat jemand Sport gehabt und ich glaub ich hab gehabt Literatur ich musste immer irgendwas suchen ob ich nicht irgendwo ein Buch finde hab ich dann gelesen hab dann den anderen erzählt und dann was neues und so weiter das haben wir lange gemacht das hat Spaß gemacht wir haben etwas erfahren wieder von andern na und dann ist ab und zu immer jemand gekommen hat uns Zeichnen gelernt oder was vorgetragen hat uns etwas erzählt über Geschichte und so also diese Art

I:

das war offiziell nicht

erlaubt

E: nein das war im Haus im Heim intern drin drinnen ja ja ja na offiziell bestimmt nicht aber ich mein es war ja wieder ich mein die Leute waren ja in sich dort eingeschlossen und was man dann abend macht –eh- -eh- -eh- nach der Arbeit was natürlich warn 50 Leute in einem Zimmer zusammen wenn die vom Nebenzimmer gekommen sind nich? also was sie da gerade gemacht haben nich? also das hat konnte niemand interessieren weil es war ja das hat die auch nicht interessiert höchstens es hätte jemand was angezeigt so und die wären da plötzlich rein reingerast irgendwo weiß ich ...“

Nachdem die Autobiografin im vorherigen Segment eine Erzählpassage traumatischer Erfahrungen präsentiert, wird im folgenden Segment eine positiv erinnerte Erfahrung dargeboten. Erneut wird die Kinderoper Brundibar thematisiert, was zunächst auf meine erzählgenerierende Nachfrage geschieht, jedoch in der ausführlichen Erzählweise, die ihre Erfahrungen mit dem Einstudieren des Requiems von Verdi einschließt, auf eine biografisch relevante Erfahrung in Theresienstadt schließen läßt. Als kollektive Erfahrung wird die Kulturerfahrung in Theresienstadt in ihrer Wirklichkeitskonstruktion zum individuellen Überlebensmittel. Die nahezu ekstatische Entladung („gesungen (...), dass die Fenster gezittert haben“), die beim Singen der

Schlußhymne von Brundibar zum Ausdruck kommt, bleibt als moralische Überlegenheit gegenüber den nationalsozialistischen Verfolgern in der erinnerten Erfahrungsaufschichtung abgelegt. In ihren referierenden Ausführungen im Interview über das Requiem von Verdi gelangt die Autobiografin auf die Zeitfolie der Erzählung in die Gegenwart und identitätstheoretisch auf die Ebene ihrer beruflichen Tätigkeit („also dramaturgisch war es ganz genial ausgedacht“), so dass es scheint, als lege sie mit dieser gegenwartsorientierten referierenden Distanz über eine Erfahrung in Theresienstadt eine Folie, die ihr Trauma zu bedecken versucht. Dabei teilt sie uns zweierlei mit: Erstens impliziert diese Form der Thematisierung eine Darlegung einer sekundären Anpassung in Theresienstadt mit der Konnotation des Sich-Nicht-Aufgeben-Habens im Konzentrationslager und der bereits erwähnten moralischen kollektiven Überlegenheit der Insassen, zu denen sie zählt. Zweites deutet die distanzierte Darstellung aus der Gegenwartsposition, also auf die Zeit des Interviews, auf eine gelungene lebensgeschichtlich thematisierte und somit auf eine bearbeitete reflektierte biografische Integration der eigenerlebten Ereignisse in ihre Wirklichkeitskonstruktion. Die weiteren Aktivitäten in Theresienstadt, an denen sie partizipieren konnte, wie die Vorträge, der heimliche Unterricht und die „gesprochene Zeitung“ besitzen ebenso identitätsrelevante biografische Bedeutung, die als positive Erfahrungen in einer totalen Institution erinnert werden.

#### 48. Segment (Zeilen 967-1029)

„I: hatten sie da Kontakt zu ihren Eltern?  
konnten sie schreiben?

E: -eh- ja man konnte schreiben mehr oder weniger -eh- es waren auch verschiedene Art -eh- -eh- Arten bewilligt wie man schreiben konnte -eh- oft warens nur .. -ehm- es gab auch nur so was fertig gedrucktes bin gesund hoffe dasselbe von euch und ich hab mich unterschrieben und hab hab den hab den -eh- Absender gehabt es war ein Lebenszeichen oder warn warn konnte man 30 Worte man durfte nur deutsch korrespondieren ja? auch die Tschechen und so weil die habens natürlich zensuriert . und -eh- also es waren oft 30 Worte durfte man schreiben ja und man durfte nicht schreiben -eh- nichts negatives also -eh- es geht mir schlecht ich hab Hunger Tante gestorben Transporte abgegangen **nichts** ja? nur es geht mir gut und hoffe ja was man halt ( ) kann dann hat man es war eine Zeitlang Zeit weil ich hab da hab das -eh- diese Karte da hab da eine Reihe und da durfte man mehr als 30 Worte schreiben da hat man immer **offene** Karten((leise)) nie einen Brief ja? + und dasselbe is zurück also von den Eltern und . man konnte eine Zeitlang .. -eh- einmal durfte man keine Pakete schicken dann durfte man bis zu

einem Kilo dann musste es ohne Wert sein halbes Kilo dann was die Post dann angenommen hat –eh- dann wieder gar nichts also immer immer war etwas ja oder nein und dann in der letzten Zeit konnte man verhältnismäßig größere Pakete schicken und da hat man eine sogenannte Zulassungsmarke .. –eh- bekommen also die die die Absender die das schicken sollten und was da für ein Apparat wieder war wenn ich mir das vorstell wie viel Leute da wieder da –ehm- ich sag immer allen war da recht nur nicht bei Stalingrad zu kämpfen nicht? da is ((lacht)) und da war zuerst also im im Ghetto war eine Liste nach dem ABC also wenn der Name X also mein Namen sagen wir an die Reihe gekommen ist habe ich eine Karte bekommen und die konnte ich unterschreiben und meinen Eltern schicken meine Eltern haben bekommen anstatt dieser Karte einen –eh- hab ich alles eine einen Zettel wo gestanden ist also sie können –eh- und so weiter den Herrn oder Frau [*ihren Vor- und Nachnamen*] ein Paket schicken –eh- bis zu fünf Kilo acht oder was geschrieben worden ist so und so verpackt keine Briefe also alle möglichen Sachen waren da Richtlinien und das war ein Umschlag und da drinnen war eine **Marke** . eine Extramarke die ist heute –eh- -eh- sehr **wertvoll** als als philatelistisch . mit Theresienstadt die hat **nur** gegolten war eine richtige Briefmarke und diese Briefmarke mussten sie dann auf auf dieses Paket –eh- -eh- kleben und diesen Zettel es war ein roter Zettel den ham mussten sie beilegen und die die Post hat dieses Paket nur annehmen dürfen wenn diese Marke drauf war und diese Bestätigung diese rote Zettel und und auf das Grund wurde dieses Paket weggeschickt das haben wir dann ausgehändigt bekommen manchmal auch nicht aber meistens ja und meinen Mutter hat mir dann hat meine Eltern haben mir dann irgendwie geschrieben ich soll andern Leuten auch –eh- ihre Adresse geben /ehm/ dass weil die meisten haben ja überhaupt keine Adressen mehr gehabt denen sie es schicken möchten konnten ja? es sind die die Bekannten die die Leute gehabt haben das war schon so man war so befremdet manche haben Angst gehabt überhaupt eine –eh- von den hiesigen sagen wir Tschechen eine Verbindung zu haben weil sie sich gefährdet gefühlt haben und so weiter und **also** hat meine Mutter gesagt ja ich soll mehrere Leute sagen diesen Zulassungsschein zu schicken und sie wird das Paket den Leuten schicken und sie wird für mich etwas beipacken ja? und das hat ja dann auch irgendwie geklappt und –eh- und da hab ich wieder von den verschiedenen Leuten hat mir immer hat ein kleines Paketchen was in dem größeren Paket war was geschrieben war geschickt also sie hat meine Mutter hat das **letzte** gemacht –eh- um mir irgend etwas –eh- zukommen zu lassen .. sogar schwarz hat sie mir es war eine Zeitlang wo man nichts schicken durfte hat sie irgendein Weg geschickt gefunden wo sie wo jemand mir was gebracht hat es war sehr gefährlich alles .. ((stöhnt erschöpft)) und für sie war es auch ein Motor also es war sehr schwierig das zu bekommen alles die die Lebensmittel weil –eh- es waren Karten Lebensmittelkarten und meine Mutter hat normale Karten gehabt und mein Vater hat Lebensmittelkarten gehabt –eh- wo welche mit Jude über die Juden haben ja andere Lebensmittelkarten gehabt die haben eine viel kleinere Rationen bekommen manche Sachen überhaupt nicht . und da hat mein Vater so was gehabt und für zwei Leute war das sehr wenig und wenig Möglichkeiten natürlich hat man das auf dem Schwarzmarkt sehr teuer und so weiter hat man es beschafft .. und und .. sie hat sie hat Unglaubliches geleistet meine Mutter in dieser Art ...“

In diesem Segment wechseln sich narrative, beschreibenden und kommentierende Passagen ab. Nach dem Impuls meiner erzählgenerierenden Frage, ob die Autobiografin Kontakt zu ihren Eltern hatte, folgt eine Beschreibung über das Verfahren des Postverkehrs von und nach Theresienstadt und seine Bedingungen einschließlich der Zensur seitens der SS-Lagerkommandantur. Die Bedeutung des Postverkehrs mit ihren Eltern war ein doppeltes Privileg. Zum einen hatte sie, wie die wenigsten deportierten Juden, überhaupt noch Kontakt mit der Außenwelt, und zum anderen war der Postverkehr von und nach Theresienstadt gewiß ein einzigartiges Phänomen, das, wenn es auch die Propagandazwecke der

Nationalsozialisten erfüllte, für die Insassen von großer Bedeutung war. In psychischer Hinsicht erleichterte die Gewißheit, dass es Menschen außerhalb des Konzentrationslagers gibt, die sich um sie sorgen, und die zusätzlichen Lebensmittel, die die Autobiografin mit den Paketen ihrer Mutter erhielt, besserten die kärglichen Rationen in Theresienstadt auf und leisteten somit einen Beitrag für ihr Überleben. Sie war sogar dahingehend privilegiert, dass es ihrer Mutter möglich war, zahlreiche Pakete auch an andere Menschen in Theresienstadt zu schicken und ihrer Tochter somit zusätzlich Lebensmittel zukommen zu lassen. Auch hier erscheint in der Erzählung die Mutter als Vorbild, diesmal als moralische Instanz, die „Unglaubliches geleistet“ hat, damit das Leid ihrer Tochter gemildert wird. Ihr Vater ist auch hier in seiner schwächeren Position innerhalb und außerhalb des Familiengefüges in der Erinnerungsaufschichtung der Autobiografin abgelebt, denn er bekommt „als Jude“ „Lebensmittelkarten“ für „viel kleinere Rationen“ als die Mutter, die „normale Karten“ bekam. In einem Kommentar über die Bürokratie in Theresienstadt hinsichtlich des Postverkehrs („was da für ein Apparat wieder war“) beschreibt sie die Beteiligten für den hohen Personalaufwand der Nationalsozialisten („wieviel Leute da wieder“) als jene, die sich vor ihren Einsätzen als Soldaten an der Front drücken und drückt somit ihre Hassempfindung gegenüber ihren Schergen aus, indem sie sich über die vermeintlich heldenhafte deutsche Armee lustig macht und somit bloßstellt („allen war da recht, nur nicht bei Stalingrad zu kämpfen“).

#### 49. Segment (Zeilen 1030-1045)

„I: Wie war das für sie die Mutter Zuhause zu wissen und die Pakete

E: also es war mir sehr bange und es war wenn sie Geburtstag hatte und **ich** Geburtstag hatte Weihnachten wir haben doch Weihnachten Zuhause immer einen herrlichen Christbaum gehabt ((lacht)) wir haben sogar den Christbaum in Theresienstadt auf von irgendwo hab ich was hergeschleppt kann ich mich erinnern wir haben –eh- etwas gemacht was man in den Baum hängen kann und weil wir doch so viele Mischlinge waren und die meisten Kindern waren waren gewöhnt Zuhause also wirkliche Weihnachten zu feiern und so was und dann haben wir das in klein auch gemacht und man war immer furchtbar traurig also bei diesem dieses war immer so Momente wo ((leise)) wo man sich sehr sehr einsam gefühlt hat + .. **na ja** dann erzähl ich mit den Briefen was man so geschrieben hat erstens konnte man nicht viel schreiben aber man hats hätte doch nicht geschrieben es geht mir nicht gut oder es ist so und so auch wenn es ging warum soll man den andern dann das Herz schwer machen ja? man man nimmt dann . tut sich lieber nicht melden was was was weh tut und was ...“

Die Autobiografin identifiziert sich in Theresienstadt mit der Gruppe der „Mischlinge“, mit denen sie gemeinsame familiäre Erfahrungen teilt, wie z.B. das Aufstellen eines Weihnachtsbaums. Die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe und die Bedeutung christlicher Symbolik im Elternhaus deutet sowohl auf den Grad der Assimilation der Familie in die tschechoslowakische Gesellschaft hin als auch auf die Distanzierung und Desidentifizierung der Autobiografin mit den jüdischen Traditionen, die durch den Vater in die Familie eingebracht werden. Da sie als „Geltungsjüdin“ nach Theresienstadt deportiert worden war, sie jedoch die christlichen Wurzeln ihrer Familie fokussiert, teilt sie mit, dass sie sich als nicht diejenigen zugehörig fühlt, die im nationalsozialistischen Sinne verfolgt werden. Diese Distanzierung von der zugeschriebenen Rolle des Stigmatisierten ist vergleichbar mit derjenigen einer unschuldig verhafteten Person, die sich ihrer Unschuld bewusst ist und mit Gelassenheit dem Verfahren entgegensieht, weil alle anderen ja zu keinem anderen Ergebnis als dem Beweis der Unschuld kommen können. Die Autobiografin reflektiert allerdings in der erlebten Zeit ihre Trennung von der Familie, die, unabhängig von ihrem „Unschuldigsein“, erfahren wird und insbesondere bei Ereignissen, an denen die Familienangehörigen hohe Bedeutung besitzen wie z.B. bei Geburtstagen oder eben zu Weihnachten, wo das Aufrechterhalten der Familiensimulation durch das Zusammenleben mit anderen „Mischlingen“ nicht mehr möglich war („war immer so Momente, wo (...) man sich sehr sehr einsam gefühlt hat“). Neben der Tatsache, dass die ausgehenden Briefe oder Postkarten aus Theresienstadt zensiert wurden und keine negativen Bemerkungen über die Verhältnisse im Lager erlaubten, nimmt die Autobiografin eine Rolle ein, die ihr es ermöglicht, als Betroffene ihren Eltern ihre wirkliche Notlage nicht mitzuteilen zu wollen. Dieser Gedanke impliziert zum einen möglicherweise den Wunsch, die Eltern nicht mit ihrer Wirklichkeit zu belasten („warum soll man den andern dann das Herz schwer machen?“) und zum anderen aber auch die wesentliche Funktion, dass sich die Autobiografin sich selbst nicht eingestehen und darüber hinaus noch schriftlich fixieren muss, dass sie sich in einer Umgebung aufhält, die individuelle Handlungsrealisierungen unmöglich macht. Somit verhilft diese Wirklichkeitskonstruktion das Aufrechterhalten einer ideellen Teilhabe am Familiengeschehen und dementsprechend der



Abwehr der Rollenzuschreibung von außen als „Geltungsjüdin“ und der Identifizierung als „Opfer“.

### 50. Segment (Zeilen 1046-1160)

„I: Wie haben sie diese Verschönerungsaktion miterlebt?  
 E: ja ja hab ich miterlebt  
 I: Wie war das?  
 E: puh .. verrückt gewesen  
 I: mussten sie da auch was aufführen?  
 E: nein –eh- wir –eh- waren wir waren nur nicht das wir also gefegt und gewaschen und was weiß ich alles ((lacht)) reinegemacht wo es nur ging und –eh- -eh- dann haben wir so gekuckt wo wie die das auf das war gerade neben uns wo so eine kleine –eh- wo so ein kleiner Park ist –eh- war war dieses Kinder –eh- Kinderspielplatz mit son Pavillon da haben wir immer aus dem Fenster rausgeschaut was da gebaut was da gemeistert wird und –eh- s es war **Wahnsinn** lustig gemacht darüber was kann man sonst machen nicht? dass man dort die Kinder hin und her geführt und wir haben das irgendwie gehört ich war nicht dabei dass da wirklich zwei drei Kinder –eh- den Lagerkommandanten dann gesagt haben Onkel Rahm möchten wieder ein bisschen Schokolade na ja wir wussten was das für eine eine für ein **Theater** ist und furchtbar war das vor dem Transporte gefahren sind mit diesen alten siechen Leute die da so schwer herumgesessen die wurden ja alle nach Auschwitz die gingen ja vorher alle nach Auschwitz Theresienstadt war ein bisschen freier nich? nicht so viel Leute dadurch auch annehmbar . und das war die eine Aktion und war einmal und dann wars ja noch einmal waren zwei und das haben wir .. da haben wir das war . sind die letzten Transporte gegangen in Oktober 44 da sind wir aus diesen großen Zimmer wo wir über 30 waren sind wir acht geblieben .. waren wir nur Mischlinge acht Mädchen alle anderen sind weg . und . man hat uns dann in ein kleineres Zimmer gegeben . und das haben wir uns eingerichtet ich hab auch gern gezimmert und so und da haben wir so Sachen herbeigeschleppt und dann haben wir uns das eingerichtet dass das nicht so lagerhaft ausschaut das da das da Betten gemacht die man aufmachen konnte und ham uns furchtbar gefreut dass ((leise)) wir eine schöne Wohnung haben + . na ja für die Zeit und alle sind gekommen haben gesagt ach wie schön und das ganze und dann haben wir von irgendwo einen alten Kasten haben wir eine Tür gefunden wo noch ein Spiegel war (((besonders herausstellend))) na ein Spiegel das war was + dann haben wir den Spiegel weggeschleppt und haben den hingestellt und dann haben wir einen Spiegel gehabt und so weiter und –eh- und wie wir das so schön eingerichtet haben da kam plötzlich der Befehl alle raus und –eh- und man hat uns schnell woanders hingebbracht und dann haben wir nächsten Tag geschaut und alles hat man herunter geschmissen man hat dort in der Art –eh- übersiedelt das man es aus dem Fenster heraus geschmissen hat und unten ist alles raus runtergefallen ((lacht)) also all die schönen Sachen die wir da gehabt haben waren weg und wir wussten nicht was vom ( ) ja und die haben diesen Stockwerk wurde das ganze Haus scheinbar wo wir da gewohnt haben haben sie für diese Kommission ein fertiggestellt also erstens haben sies geputzt und gemalt und (-) ausgeräuchert dass nicht diese vielen Wanzen drin sind dann haben sie Möbel gemacht so –eh- etwas wie hier aus reinstem schönstem gehobeltem Holz sonst war alles ungehobelt ((lacht)) reinstem schönstem Holz haben haben wir also Betten übereinander gehabt aber nicht mehr drei sondern zwei und mit **schön gehobelten** Tischen mit **schön gehobelten** Bänken und **schönen** Stellagen .. ((holt tief Luft)) und alles war **blitzblank** neu und schön und wir haben bekommen weiße –eh- weiße Laken wie sagt man das? Überzieher? . und –eh- Matratzen **keine** keine Strohsäcke mehr und –eh- auf den wir hatten ja nie Kästen ich mein so was bei den vielen Sachen man hat immer Rucksäcke und hat gesagt das hat man irgendwo hingestopft und so weiter also wir haben wir haben auf dem auf dem –eh- Gang haben sie Kästen aufgebaut –eh- so eine ganze Reihe für jedes Zimmer glaube ich für die Insassen für jedes Zimmer weiß ich nicht zwei oder drei waren da zugeteilt

und sie hatten es waren keine Türen in den Kästen sie hatten so so Rollos ja? das hat man von oben heruntergelassen das war aus blauer Leinwand und auf jeder Leinwand war appliziert so wie in Kindergarten ein Tierchen also Elefanten und Fische und so so so also so weit hat man das vorbereitet wie wie wir das gesehen haben wir haben gedacht (((ironisch))) das ist ja nicht wahr + und dort haben sie uns wieder reingebracht da sind wir wieder in ein großes Zimmer gekommen und –ehm- dann kam diese Kommission und der Tag den Tag oder ein Tag vorher haben wir schon –eh- -eh- Zuteilungen bekommen jeder eine eine Büchse Ovomaltine –eh- jeder ein halbes Laib Brot also viel mehr als normal und diese Sachen wie Ovomaltine ich weiß nicht was da noch da war ich glaub irgendeine –eh- eine Salami irgend so was also und der und und –eh- –eh- und der Befehl man darfs nicht auf einmal aufessen ((lacht)) .. na na uns so kann ich mich erinnern wir standen da und es haben wir gewartet und s ((schnell)) kommen schon kommen schon + und dann sind in unser Zimmer sind ((pfeift Luft durch die Zähne)) weiß ich drei vier fünf Herren gekommen draußen hat jemand in SS gestanden der ist irgendwie nicht rein und die haben sich da so umgeschaut und wir haben die die das Brot die einzelnen Rationen –ehm- -eh- -eh- dann nie mehr geteilt weil es nur trocken geworden ist ja? und wir haben gesagt es ist sowieso egal jeder schneidet sich ab und –eh- wir konnten uns drauf verlassen dass sich nicht einer voll anisst und den andern nichts lässt ja? und das kommt so und das haben die irgendwie bemerkt und weil diese Brote weiß ich für für ze dreißig oder wie viel wir dort waren ich glaub schon nur weniger also es sind die Brote plötzlich so dort gelegen und das haben die bemerkt und haben gesagt warum sind die Brote hier im ganzen wir haben sie ((lacht)) wir haben sie nebenan waren nur so Stücke und da hat eine von uns gesagt **stolz** (((stolz))) weil wir eine Kommune haben + das hat man Kommune genannt das war so ein bisschen auch –ehm- zionistisch ja? das war schon und –eh- wir haben gesagt (((stolz))) weil wir eine Kommune haben + wir sind nämlich **Kommunisten** ((lacht))

I: ((lacht))

E: hat die hat die gesagt und jetzt sind die **steif** geworden . und wir haben irgendwie nicht gewusst was das ist keine Ahnung keine Ahnung ja? Kommune ja aber die Wust auch nicht ja? das Mädels aber sie hat irgendwas geredet und jetzt haben wir gesehen also alle sind steif ja? und dann ((schnell/ laut)) ja ja ist schon gut ist schon gut + und alle sind raus und dann ist jemand reingestürmt also von (((empört))) hach ihr seid ja und jetzt ging das los ihr seid ja verrückt na jo jetzt wird ein Tanz sein na da + (((„unschuldig“ spielend))) ja was denn + es war nix hat nicht aber das das kann ich mich ganz genau erinnern na es is in dem Moment hats niemand interessiert dann sind wir uns natürlich haben wir uns darüber gestürzt und haben sage und schreibe alles aufgegessen ((lacht)) was da war auch wenn wir geplatzt wären weil wir haben gesagt damit sies uns nicht wieder wegnehmen ja also das war is nicht passiert aber na ja also das hat man denen so präsentiert mit den Tierchen auf den wenn die nicht gesehen haben wie **neu** das ist man kennt doch neues Holz geduftet vor vor Neuigkeit .. ja . so . da kann ich mich noch an das Filmen erinnern ja ja na da waren wir wieder sehr neugierig nech? weil wir eigentlich irgendwie ich muss sagen das man sich da direkt gesehen hat dass das ein Propagandafilm und so wir waren sehr was da wieder is und haben uns Hoffnungen gemacht vielleicht sieht das jemand und hilft und jemand ((lacht)) ja? naiv waren wir auch und dann war ne Möglichkeit dass man wir haben den Brundibar aufgeführt also nur das Ende haben wir gemacht es hat ja ein paar Tage gedauert . dann waren wir irgendwie auswärts vom Ghetto da haben sie gesagt wer will geht raus dann sind wir natürlich gegangen weil wir irgendwie raus wollten jedes Mal wenn man auswärts ging wollten was waren wir froh und ging es ganz wild zu da kann ich mich erinnern dass das die SS sehr sehr sehr –eh- grob war mit den Leuten die da –eh- -eh- bei diesen Filmen –eh- was zu tun hatten und da da ist mir zu Bewusstsein gekommen dass das ich eigentlich hats mir leid getan dass ich hingegangen bin weil –eh- ich wollte wollte nicht dienen dazu dass man uns zeigt weiß ich als was ne? da da hab ich schon selber begriffen gesagt **aha** . da geht's nicht gut durch ((leise)) die wolln was damit mit dem Film + ((8 Sek.))“.

Die Autobiografin war in die propagandistische „Verschönerungsaktion“ von Theresienstadt zur Täuschung einer Kommission vom Internationalen Roten Kreuz involviert. In einem Kommentar äußert sie, sie habe sich darüber „lustig“ gemacht und stellt somit erneut ihre moralische Überlegenheit

erzählerisch dar. Mit später erworbenem Fremdwissen gibt sie die anekdotenhafte Geschichte von „Onkel Rahm“ wieder, die in vielen Erzählungen in verschiedenen Varianten erscheint und die Perfidität der „Verschönerungsaktion“ wiedergeben soll. Sie wird Zeugin der großen Deportationswellen im Herbst 1944 und auch ihre vertrauten Zimmerkameradinnen bleiben davon nicht verschont. Lediglich acht von 30 Mädchen blieben in ihrem Zimmer zurück – allesamt „Mischlinge“. Aufgrund der Deportationen aus Theresienstadt empfindet sie das Lager „ein bisschen freier (...), nicht so viele Leute, dadurch auch annehmbar“. Ihre persönliche Situation scheint sich durch eine starke Distanzierung von den Ereignissen um sie herum zu verbessern. Die Vorbereitungen für den Kommissionsbesuch laufen auf Hochtouren und der Höhepunkt scheint die Visitation der Kommissionsmitglieder in ihrem Zimmer zu sein, dass ihr und ihren Zimmerkameradinnen die Möglichkeit gab, sich mit entsprechenden identitätsrelevanten Objekten einzurichten (z. B. mit einem Spiegel oder mit Matratzen) und über die gängigen Rationen hinaus mit Lebensmitteln versorgt zu werden. In schelmischer Überlegenheit erzählt sie die Anekdote von der Kommune und den Kommunisten, die sie heute besonders belustigt. Aus der Ebene der Erzählzeit betrachtet bleiben die erzählten Erfahrungen mit dem Besuch der Kommission von später erworbenem Wissen und anekdotenhaftem Rationalisieren geprägt, was eine identitätsrelevante Distanzierung von traumatischen Erfahrungen im Konzentrationslager beinhaltet. Die Autobiografin bewegt sich in Theresienstadt zwischen ihrer Arglosigkeit („und haben uns Hoffnungen gemacht, vielleicht sieht das jemand [den Propagandafilm, Anm. d. Verf.] und hilft (...) naiv waren wir auch und dem Wissen als Teil der Camouflage instrumentalisiert worden zu sein und den Schergen behilflich gewesen zu sein („ich kann mich erinnern, dass (...) die SS sehr sehr sehr grob war mit den Leuten, die da bei diesen Filmen was zu tun hatten und da (...) ist mir zu Bewusstsein gekommen, dass (...) ich, eigentlich hats mir Leid getan, dass ich hingegangen bin, weil ich wollte (...) nicht dienen dazu, dass man uns zeigt weiß ich als was“). Die enttäuschte Hoffnung, dass keine Hilfe kam und dass niemand hinter die Fassaden schaute, schreibt sie sich aufgrund ihrer „Naivität“ selbst zu, denn erst als sie erkannte, dass es sich bei der Verschönerungsaktion um eine

Farce handelt, erkannte sie die unberechtigte Hoffnung, die sie sich machte. Diese Erfahrung scheint im Verlauf ihres weiteren Lebens dahingehend handlungsorientierend zu werden, indem sie sich politischen Äußerungen enthält und sich scheinbar ausschließlich der unpolitischen Kunst verschreibt. Die Angst, betrogen und instrumentalisiert zu werden, begleitet sie in diesem Sinne durch ihr Leben. Einen Hinweis darauf finden wir im 19. Segment, in dem sie die angeblich unpolitische Oper erwähnt, die von der Zensur in der Tschechoslowakei weitgehend unberührt blieb.

### 51. Segment (Zeilen 1161-1162)

„I: Wie sind sie dann befreit worden?  
 E: ((lacht)) ((aufgebracht)) **befreit?**  
 +“.

Auf meine Frage hin, wie sie denn befreit worden ist, folgt zunächst ein Lachen und darauffolgend ein aufgebracht fragendes „Befreit?“, mit dem die Autobiografin das starke Gefälle zwischen meiner Frage und ihrer Wirklichkeit offen legt. Scheinbar gab es nicht jenen Moment der Erleichterung, die an einem zeitlich zu fixierenden Augenblick einer Befreiung festzumachen ist. Außerdem scheint eine wie auch immer zu definierende Befreiung aus dem Konzentrationslager kein Moment zu sein, an dem das Erfahrene von dem zu nun zu Erfahrenden abgelöst wird. Die traumatischen Erfahrungen sind der Autobiografin als zu bearbeitende biografisch-identitätsrelevante Aufgabe auferlegt, die durch einen Moment der Befreiung erst ihren Anfang nimmt und eine Orientierung hinsichtlich der Handlungsplanungen und ihren Realisierungsmöglichkeiten erfordert.

### 52. Segment (Zeilen 1163-1172)

„ja die –eh- das war so ein . das war so ein Witz das sollen sich angeblich diese von der deutschen Be Besatzung die sollen das angeblich immer gesagt haben dass sie nicht verstehen wieso –eh- die Juden im Ghetto immer 14 Tage vorher wissen was geschieht ja? weil sie haben immer gesagt diese Städte fallen und das war immer 14 Tage vorher ((lacht)) ja also es wirklich geschehen ist und die wussten immer genau was man da rumredet die

haben immer irgendwie ihre Leute gehabt und da hat man schon sehr früh sehr vorher gesagt also jetzt sind jetzt kommst und jetzt kommst und da war so eine so eine –eh- Spannung es war natürlich schon in der Zeit wo diese Leute –eh- -eh- zurück waren und wo wir eigentlich . –eh- irgendwie alles erfahren haben“.

Das erzählerische Element des Witzes richtet sich in diesem Segment auf eine weitere Fokussierung zur Aufrechterhaltung der Würde der Autobiografin. Ohne zu erklären, worum es sich bei diesem vermeintlichen Wissensvorsprung handelt, wird das Identitätsschema von Überlegenheit gegenüber ihren Schergen mitgeteilt.

### 53. Segment (Zeilen 1172-1181)

„und immer neue Leute sind gekommen das –eh- . und das waren immer so Geräusche das war ja schon im Frühjahr man hat die Fenster auf gehabt ich kann mich erinnern wir haben immer gehorcht und da hat diese wenn diese Märsche gekommen sind haben gewöhnlich Holzschuhe gehabt und das hat so geklappert so komisch (((macht mit den Fingern auf der Tischplatte das Holzschuhklappern nach))) hat man in der Nacht gehört also sind wir immer raus und man doch immer gehofft man findet jemanden –eh- Bekannten oder Verwandten unter diesen Leuten na und da haben wir auch immer –eh- wenn wenn wenn manchmal hat man auch Schießereien oder Bombardieren gehört also man war schon sehr gespannt kurz und gut“.

In diesem Subsegment, das zur einleitenden Detaillierung der eigenen Befreiung erzählt wird, werden die Menschen der sogenannten Todesmärsche in Theresienstadt erinnert, die von der Hoffnung geprägt sind, dass sich unter denjenigen, die das Lager erreichen, „Bekannte und Verwandte“ befinden, aber auch von jener Hoffnung, dass das nationalsozialistische Regime am Ende sei und somit auch das individuelle und kollektive Erleiden im Lager beendet wird.

### 54. Segment (Zeilen 1181-1211)

„kurz und gut –eh- es war dann ein ich glaub am 4. Mai war doch /ehm/ -eh- da war irgendwas/

war da schon die Kapitulation oder? ..

I:

die endgültige war am 8. Mai E: nein nicht am achten es war etwas noch vorher kurz das war ein Moment wo das –eh- wo die –eh- Besatzung die deutsche weg is und die das Lager wurde vom Internationalen Roten Kreuz übernommen aber es war noch immer zu . und –eh- es war ein Riesenchaos und und das wenige zum Essen was man noch bekommt hat war war war irgendwie –eh- chaotisch weil man hat ja in

der Zeit man hat ja in der Zeit viel mehr Leute im Lager gehabt als man gerechnet hat durch die die immer wieder gekommen sind es waren auch auch schon darunter gemengt –eh- Kriegsgefangene . auch auch die waren auch schon im Lager es war dann schon sehr chaotisch . und /eh/ da da haben wir auch wieder irgendwie funktioniert Hilfsdienst und da hat man gesagt in der Kleinen Festung die ja dort auf der anderen Seite dort war mit denen wir ja keine Fühlung gehabt haben da haben wir auch gehnt dass dort dass dort auch sehr schlechte Sachen es war nur –eh- nur sie zu sehen manchmal so wenn man sie zur Arbeit geführt hat . na es war angsterregend und dass dort Flecktyphus ausgebrochen ist auf der Kleinen Festung und dass man das das Rote Kreuz versucht die –eh- zu isolieren und die gesunden Leute noch noch noch –eh- rüberzubringen und da haben wir schnell in den Objekten wo die Deutschen schon weg waren also es waren die ehemaligen Räume –eh- Amtsräume –eh- sind wir dort rein und sollten das reinigen es war wahnsinnig viel Papier dort und auf jeder in jeder –eh- - eh- jedem Zimmer hing eine Hitler also Foto Bild oder Büste ((atmet tief durch)) (((erschrocken))) wenn sie das wenn man da so reinkommt + wir sollten das schnell reinigen und die haben dann –eh- die haben dann –eh- -eh- Strohsäcke auf die Erde gelegt und da kamen sollten schon die ersten Leute aus der Festung kommen und . und die Fenster waren schon das war schon so auf der sogenannten wir haben gesagt **arischen** Straße das war die Straße die also nicht mehr zum wo wo der Verkehr durchging wo das nicht mehr zum Ghetto ((laut)) (((erfreut)))“.

Die Autobiografin beabsichtigt in diesem Segment erneut die Darstellung, die eine Distanzierung von den mit den Todesmärschen eintreffenden Personen impliziert. Nachdem die Nationalsozialisten geflohen waren und sich das Lager füllt, betätigt sie sich erneut im „Hilfsdienst“. Die „Besitznahme“ des Lagers durch sie und weitere Personen, die in der Lage sind zu helfen, manifestiert diese Distanzierungsbemühungen. Sie bemüht sich, nicht als „Opfer“ identifiziert zu werden – weder in ihrem Selbstbild noch in einer Fremdzuschreibung - sondern sie ist bestrebt, sich durch die Hilfe, die sie leisten kann, von den in ihrer Wirklichkeit eigentlichen „Opfern“ zu distanzieren und präsentiert von sich das Bild einer souveränen Persönlichkeit, die keine Hilfe benötigt, sondern anderen helfen kann.

### 55. Segment (Zeilen 1211-1215)

„**und** da haben wir mit einem **Juchhe** also das war wie + wie gesagt das muss der fünfte oder sechste gewesen sein haben wir diesen haben wir diese Hitler –eh- Büsten und da haben wir auf diese Straße **gefeuert** (((kraftvoll))) ganz ganz mit **großer Lust** + muss ich sagen das damals“.

Wie auch schon durch die Oper Brundibar drückt sich hier die moralische Überlegenheit und der Sieg gegenüber den Schergen aus. Ihre Befreiung findet einerseits in einer physischen Dimension statt und andererseits auf einer innerpsychischen Bedeutungsebene, die ihre symbolhafte Kraft unter anderem durch das „feuern“ von Hitlerbüsten auf die Straße offen legt. Diese

euphorische Darstellung deutet auf den Sieg des Guten hin und auf die Bedeutung der Freiheit, die an dem Kulminationspunkt der eigenen Befreiung alle Handlungswünsche realisierbar erscheinen lässt.

### 56. Segment (Zeilen 1216-1220)

„und die Papiere weg und und das war ein sehr sehr schönes Gefühl und da sind diese Leute gekommen die haben furchtbar ausgeschaut und –eh- natürlich man konnte schwer wissen noch schon noch gesund ist oder schon angesteckt ist also es war ein großes Glück dass wir da nicht auch was bekommen haben aber daran haben wir nicht gedacht haben den Leuten geholfen und so weiter und das ging so diese zwei drei Tage“.

Unmittelbar nach der Darstellung ihrer enthusiastischen Glücksmomente aufgrund ihrer Befreiung kontrastiert sie diese Schilderung mit der Erzählung der ankommenden Todesmärsche und den „Leute(n) (...), die furchtbar ausgeschaut“ haben und von denen sie sich durch diese Beschreibung und dadurch, dass sie ihnen hilft, erneut distanziert.

### 57. Segment (Zeilen 1220-1250)

„und **plötzlich** haben wir gesehen Kolonnen von deutschen Militär . die ja dann abgefahren sind dann schon es muss ja/

wann war die Kapitulation?

I: am achten

E: ja das war offiziell aber vorher sind Kolonnen von von Soldaten von von Panzern und so sind sind schon Richtung Norden also Dresden weggefahren also von uns sind die ganz einfach weg und das war natürlich ein **Juchhe** nech? und wir haben da so rumgeguckt und **plötzlich** haben wir Schüsse gehört und dort ist passiert weil man dort auch in den Straßen reinschaut dass da ganz einfach die dort gesessen sind und gesehen haben –eh- die haben dort irgendwo reingeschossen in die es warn auch ein paar Tote und so weiter wir haben uns da sofort versteckt hach **furchtbar** {{{(schüttelt sich)}}} {{{(vor Grauen)}}} wir haben gedacht die kommen jetzt wieder über uns her . na und und **dann** kann ich mich erinnern am achten Abend das war son ( ) und am achten Abend haben wir **plötzlich** gehört ja ich hab das aufgeschrieben am sechsten oder was ist schon jemand gekommen und hat gesagt die sind ja weg und jetzt sind wir schon frei und jemand hat versteckt gehabt eine Flagge eine tschechische ne genug große und vor unserm Haus direkt hat ist einer raufgekrochen und hat diese Flagge da auf einem Mast gegeben und und es war unglaublich und wir sind gestanden und haben die Hymne gesungen und /he/ alle haben wir dabei geweint und so weiter und plötzlich hat gesagt ((laut/schnell)) (((aufgeregt))) die kommen wieder und alles runter und weg + na und da haben wir die Flagge wieder runter ((lacht)) na und dann haben wir schon dann haben wir schon gehört irgendwie dass dass die kommen –eh- es war einige Male ((laut rufend)) die Russen sind schon da + ((schnell)) wir raus nein zurück + ja und so ging das paar Mal und am –eh- achten abends plötzlich da wars wahr und da sind wir diese Straße wo wir eigentlich früher nicht hingehen konnten und da sind wir dann mit Riesenmassen gestanden und da haben

wir gesehen wie der erste Panzer oder was das war –eh- ein Auto und was wie die da Russen gekommen sind das war eine Riesenfreude .“.

Die Autobiografin beschreibt zunächst in einer Verbindung von eigenerlebten Ereignissen und später erworbenem Wissen den Abzug von „Kolonnen von deutschen Militär“ und ihrer Angst über die Rückkehr der nationalsozialistischen Täter nach Theresienstadt. Als sich die Situation geklärt hat („die sind ja weg und jetzt sind wir schon frei“), nimmt sie an kollektiven Ritualen teil, die die endgültige Manifestation der Befreiung symbolisieren sollen. Ein kollektives Identitätsobjekt stellt dabei die tschechische Flagge und daneben das Absingen der tschechischen Nationalhymne dar, was ihre Identität als Angehörige des tschechischen Staates betont und die Bedeutung ihrer jüdischen Religionszugehörigkeit marginalisiert. Mit diesen, für sie ergreifenden kollektiven Erlebnissen, beendet sie symbolisch ihre Gefangenschaft im Konzentrationslager.

#### 58. Segment (Zeilen 1250-1251)

„**damals** haben wir sie **wirklich** mit offenen Armen begrüßt ..“.

Mit der zeitlichen Kategorie „damals“ und dem Authentizität betuernden „wirklich“ greift die Autobiografin späteren lebensgeschichtlich-relevanten Ereignissen und Erfahrungen voraus, deren Bewertung für „die Russen“ scheinbar nicht mehr positiv sein wird und die eine Vermischung von persönlichen und kollektiv-historischen Ereignissen beinhaltet. Aus den einstigen Befreiern scheinen Täter geworden zu sein. Darüber hinaus impliziert die Einbeziehung eines Kollektivs („wir“) zum Zeitpunkt der Befreiung aus dem Konzentrationslager auch eine kollektive Ablehnung der „Russen“ in der Vorwegnahme von Ereignissen und Erfahrungen durch die Autobiografin. Somit distanziert sie sich von ihren Befreiern periodisch sowohl während des kommunistischen Regimes in der Tschechoslowakei als für die Zeit nach der politischen Erneuerung ab 1989, um nicht in den Verdacht zu geraten, sie habe mit dem Regime kollaboriert, was hier zunächst unbeantwortet bleibt.



### 59. Segment (Zeilen 1251-1270)

„und die gingen dann nach Prag nicht? die kamen dann –eh- am neunten früh also eigentlich s Prag Prag befreit neunten war das zu uns kamen sie gegen Abend an am achten ja und dann war irgendwie da warn sogar schon am fünften war doch ist doch hier in Prag die die Revolution ausgebrochen da hat man ja in Prag gekämpft Straßen und so und da sind schon einige Leute von Prag die jemanden in Theresienstadt hatten von den Eltern zum Beispiel von den Prager Kindern die sind nach Theresienstadt gekommen .

I: ihre Eltern auch?

E: nein die waren in Mittelmähren von denen hatte ich eigentlich –eh- es war doch es war –eh- eigentlich für die damalige Zeit eine lange zu weit das 250 Kilometer man musste nicht was ohne Verbindung, war ich schon zwei Monate ((leise)) von den Eltern + weil da ist die Front gegangen nicht? und da hat man ja eigentlich nichts gewusst ..

I:

sie sind dann nach Prag von Theresienstadt

E: na ich bin dann ich dann –eh- wir haben dann gewartet also vor allem die wir da auch aus Mähren waren nicht da also und ((Erschöpfung anzeigender Laut)) haben wir gewartet gewartet und dann ist verhängt worden die Quarantäne weil sich ja dieses Flecktyphus hat sich ja verbreitet und da hat man Quarantäne einge“.

Während das russische Militär Prag befreit und die ersten Eltern, der in Theresienstadt verbliebenen „Mischlinge“, ihre Kinder im Lager aufsuchen, um sie nach Hause zu holen, wartet die Autobiografin vergeblich auf ihre Eltern. Sie rationalisiert ihre Enttäuschung mit der „für die damalige Zeit (...) lange“ Entfernung von Mittelmähren nach Theresienstadt und dem Frontverlauf, der sie von ihren Eltern abschnitt. Doch sie teilt ihre Enttäuschung mit anderen Kinder aus Mittelmähren. Nachdem dann auch noch Theresienstadt aufgrund von Flecktyphus unter Quarantäne gestellt worden war, wird ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt. Ihre Sehnsucht nach dem Elternhaus und vor allem nach aktivem Handeln verlangt in dieser Situation von ihr Beharrlichkeit.

### 60. Segment (Zeilen 1270-1296)

„und da habe ich mir gedacht also darauf warte ich nicht weil dass ich da noch sitze weiter und noch krank werde und da haben wir ein paar waren wir zirka drei vier fünf vier Mädeln und und Bruder und Vater zirka acht Personen oder wie viele wir damals waren und –eh- habe ich gesagt (((resolut))) jetzt geh ich und auch wenn ich zu Fuß geh + ja und da sind wir los und dort war noch so irgendein Posten und die haben gesagt es geht nicht mehr und da haben wir gesagt Moment also wir gehen jetzt nach Hause zu unserer Mama und jetzt muss man uns da lassen haben sie gesagt gehts ((lacht)) und da sind wir eine Weile zu Fuß gegangen bis nach XYZ-Stadt drei Kilometer oder was und wir haben unterwegs einen Wagen (((erstaunt))) es war **kein Mensch** auf der Straße + -eh- also ein Dorf dort gewesen **niemand** zu sehen und es war am 11. Mai . und **kein Mensch** und in der Mitte vom Feld

steht ein Wagen so einer mit Mist was man so voll ein Holzwagen mit einem Pferd alles wie in einem Märchen und da haben wir gesagt na ja das wär doch was jetzt können wir wenigstens mit dem Wagen fahren also haben wir das Pferd auf die Straße gebracht was ein Riesenjuchhe war weil wir nicht wussten wie man mit einem Pferd umgeht ((lacht)) und so weiter und wir haben es doch auf die Straße gebracht und und jetzt sind wir **jauchzend** sind wir da gefahren nirgends jemand nur wir auf dem Wagen **unglaublich** man wollte immer nur singen und schreien und und 250 Kilometer bis *XX-Stadt [ihre Heimatstadt]* zu fahren ((lacht)) ja aber dann sind wir das waren unglaubliche/  
interessiert sie das?

I: o ja sehr sogar

E: ((lacht))

((fröhlich-begeistert-engagiert nach dem Motto: das muss ich ihnen noch unbedingt erzählen)))“.

Die Autobiografin beschließt, entgegen den Quarantänevorschriften, das Lager zu verlassen. In der Darstellung eines resoluten, eigenverantwortlichen und mutigen Mädchens, das entscheidet, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen, erzählt sie, wie sie sich mit einer Gruppe anderer „Mischlinge“ nach Hause durchzuschlagen versucht. Die Gefangenschaft, und sei es auch „nur“ unter Quarantäne, ist für sie unerträglich, was sich in der Euphorie beim Erleben von Freiheit nach der Inbeschlagnahme des Holzwagens mit Pferd ausdrückt. Das Eintauchen in diese Euphorie in der Erzählung gerinnt zu einer Darstellung anekdotenhafter Erlebnisse, durch die sie das Stigma des Opferseins abzuwehren versucht und das Selbstbild einer aktiven und selbstbewussten jungen Frau erneut fokussiert. Ihre Frage an den Interviewer, ob ihn das denn interessiere, deutet auf einen hohen Grad des Darstellungswunsches weiterer entsprechender Anekdoten hin.

### 61. Segment (Zeilen 1296-1331)

„das war absolute Geschichten wir sind kamen also nach *XYZ-Stadt* an wo ja das Hauptfahrt da fahren sie ja durch wenn sie nach Prag Dresden fahren oder Berlin bis *XYZ-Stadt* also dort kamen wir an und –eh- dort ein Bahnhof und –eh- dort war ja nicht diese von dort –eh- gings nach Theresienstadt und –eh- eine Seiten Seitengleise und dort stand eine Reihe von weiß ich 15, 20 Personen die sich **furchtbar** aufgeregt haben Leute aus Theresienstadt und + -eh- es soll ein Zug fahren aber man wusste nicht wann er fährt weil natürlich doch alles –eh- nichts hat geklappt –eh- drei Tage nach dem Krieg /ehm/ und in in dieser Bahnhof dort wo die Kassa ist saß irgendeine junge Frau (((verständnislos-ironisch))) ((Stimme hoch)) und die hat verlangt man soll sich Karten kaufen + wenn man in Zug rein will . und die haben sich dort **maßlos** aufgeregt diese Leute und die ist gesessen und hat gesagt ((lacht)) wenn man Zug fährt muss man Karten haben ((lacht)) drei Kilometer von dem Lager ja? da haben sie so eine so eine na und dabei wusste man nicht wann der Zug kommt aber irgendwann soll er kommen und ich hatte Geld bei mir ja? weil meine Mama wie ich weg bin –ah- das durfte man nicht natürlich die Leute habens versucht und –eh- wie ich weg bin hatten haben wir von einem Mantel den ich gehabt hab haben wir die Knöpfe weg und haben anstatt jeden Knopf zusammengefaltete 1000 Kronen –eh- Scheine gemacht und das wieder überzogen

mit mit –eh- mit –eh- -eh- denselben Stoff und angenäht und das war sehr sehr hat niemand erkannt und das war so für die äußerste –eh- also Mama hat mir das mitgegeben ich hab das zwei oder dreimal weiß ich nicht wie viel Knöpfe fünf oder sechs und ich hab das dreimal benutzt soweit für äußerste Fälle was man konnte dort auch Geld irgendwie aber das war natürlich ganz unoffiziell und ich hab dann noch drei Knöpfe gehabt ((lacht)) ja? und jetzt habe ich mir gedacht also ((lacht)) wozu sollen wir uns da jetzt streiten bin dahin und hab gesagt bi haben sie eine geben sie borgen sie mir eine Schere na und die war so sehr so nicht? (((macht die Fahrkartenverkäuferin nach indem sie aufgeregt-wütend mit den Händen fuchtel))) (((frech))) **Schere** na da haben sie Schere + na da hab ich mir die Schere genommen die Leute haben gekuckt was ich machen werde und so hab mir das abgeschnitten den Knopf und hab das jetzt auseinander gemacht und hab gefaltet und gefaltet und gefaltet plötzlich waren 1000 Kronen da und hab gesagt (((macht nach wie sie der Fahrkartenverkäuferin den Geldschein auf den Schalter hingeknallt hat))) ich bezahl für alle die da sind ((lacht)) hab ich alle Karten und und bin mir vorgekommen wie im Hotel Biarritz dass ich bezahle wie für Champagner und und die sind alle haben gut (((Unverständnis ausdrückend))) und hat **wirklich** die Karten verkauft an Leute die gerade aus dem Lager raus also ja“.

Die Erzählung der Geschichte mit den Knöpfen, die aus Geldscheinen bestanden, erinnern an ein märchenhaftes Szenario, in dem den Protagonisten auch in noch so großer Not regelmäßig durch eine glückliche Fügung das Leben erleichtert wird, um alsbald zum nächsten Szenario zu gelangen, damit die Geschichte aufrechterhalten werden kann. Die Autobiografin, als Retterin in der Not, und das auch noch durch eine ungewöhnliche Maßnahme, ist von Stolz erfüllt. Gleichzeitig verweist sie die Wirklichkeitsunterschiede zwischen ihr, ihren Mitreisenden aus dem Lager und der Fahrkartenverkäuferin, die „wirklich die Karten verkauft an Leute, die gerade aus dem Lager raus“ sind. Einerseits bemüht sie sich darum, nicht als „Opfer“ identifiziert zu werden, was auch ihrem dargestellten Selbstbild entsprechen soll, und andererseits darf in ihren Augen die Ungerechtigkeit, die ihr widerfahren ist, nicht unerwähnt bleiben und verlangt Genugtuung, die ihr durch den „wirklichen“ Fahrkartenkauf versagt bleibt. Das vorausschauende Handeln ihrer Mutter stärkt die Vorbildfunktion, die sie für sie selbst besitzt und ihre stärkere Bindung zur Mutter gegenüber dem Vater formuliert. Die ironisch-empörte Distanz, die sie gegenüber der Fahrkartenverkäuferin aufrecht erhält („wenn man Zug fährt, muss man Karten haben, drei Kilometer von dem Lager“) bezeugt zum einen ihre durch die Zeit im Lager veränderte Wirklichkeitskonstruktion und zum anderen weist diese Unverständlichkeit über das Verhalten der Fahrkartenverkäuferin auf eine der Situation adäquaten Reaktion hin, die einem unverletzten und selbstbewussten Selbstbild entspricht.

## 62. Segment (Zeilen 1331-1343)

„und der Zug ist gekommen und wir sind wir sind nach Prag und dort und dort waren wir auf einem Bahnhof jetzt Masaryk-Bahnhof . wo es sehr düster ausgeschaut hat weil man kurz vorher hingerichtet hat das waren noch Sand so und ein paar Blumen . und –eh- **wahnsinnig** viel Menschen aber schon irgend etwas weiß ich mit heißem Tee und so weiter waren auch schon –eh- von anderswo und da haben wir erfahren dass es dass man überhaupt keine Verbindung hat mit Mähren und dass man wartet ob man überhaupt fahren kann und ob das befahrbar ist das Gleise und sie tun einen Zug für nächsten Tag zusammenstellen also da hab ich dort übernachtet auf dem Bahnhof und das sind wir dann in den Zug rein das war ein Zug der war unendlich lang jeder Waggon war anders wie es halt zusammengemacht der erste Zug Richtung Osten also nach nach Mähren und wir sind sind in den Zug herein der war **so** voll dass da nicht dass die Leute –eh- gesessen sind“.

Ihre erste Begegnung mit Prag nach ihrer Befreiung ist von einer Reihe von ausdrucksvollen Bildern geprägt. U.a. der Sand, der die Blutflecken der Hingerichteten bedeckt, die Blumen dazu und die „wahnsinnig“ vielen Menschen in der Stadt deuten auf eine schwierige und unsichere Begegnung mit jener Stadt hin, die im Kontrast dazu allgemein hin als „golden“ gilt. Die Wahrnehmung ihrer Umwelt drückt die Sorge um das Zukünftige aus, denn das Konzentrationslager liegt hinter ihr und nun muss sie sich von der ihr dort aufgezwungenen passiven Rolle des Häftlings distanzieren und eine aktive Lebensbewältigung aufnehmen. Ihre Empfindungen gegenüber der Umwelt scheinen analog zu ihren Erfahrungen persönlicher Umwälzungen in extremen Wahrnehmungen ihren Ausdruck finden („sehr düster“; „wahnsinnig viele Menschen“; „ein Zug, der war unendlich lang“; „der war so voll“). Nach einer Zeit von Entbehrungen scheint die Begegnung mit der Welt außerhalb des Lagers zunächst unbefriedigend, auch, dass von ihnen niemand Notiz nimmt und sich für ihre individuellen Erfahrungen niemand interessiert. Auch das Wiedersehen mit ihren Eltern, als Symbol für Sicherheit und Orientierung, wird zunächst durch die mangelhafte Zugverbindung nach Mähren verzögert, was die Situation und ihre Bewertung negativ erfahren lässt.

### 63. Segment (Zeilen 1343-1344)

„es herrliches Wetter so ein schöner Maitag und der Flieder hat geblüht“:

Als die Reise weitergeht, wird die Umwelt freundlicher wahrgenommen. Die Welt und das Leben generieren Hoffnung und Glück. Der Plan zum Wiedersehen der Eltern wird peu á peu realisiert. Jedwede Verzögerung forciert ihre Angst vor der Zukunft und jedwede Realisierungsetappe auf ihrer Reise ermöglicht es der Autobiografin, eine positive Sicht auf ihre Umwelt zu werfen und sich der Richtigkeit ihres Handelns zu vergewissern.

### 64. Segment (Zeilen 1344-1433)

„also .. und wir sind auf den **Dächern** gesessen von dem von dem Waggon ja der ist so langsam gefahren der konnte zunächst überhaupt nicht losfahren so voll war das da haben sie noch von hinten auch noch ein paar Lokomotiven ge geschoben das waren doch damals alles noch heizbare Lokomotiven und der ist **wahnsinnig** langsam gefahren und überall hat der gehalten auf Stellen wo man nicht wusste –eh- ob das Gleis in Ordnung ist ist immer jemand vorgegangen hat geschaut ob das in Ordnung ist und vor allem in einer Stadt auf der –eh- ( ) da war noch ein Tunnel dort der ist heute nicht mehr und dort wars mit mit Benzin ausgegossen das hat da noch jemand gemacht dass es in die Höh ( ) also da musste man alle alle mussten wir alle raus und zu Fuß über den Berg und das hat man nur geschoben na also dort haben wir einen halben Tag verbracht und so weiter kurz wir fuhren von den zwölften bald in der Früh das ging damals sehr bald weg und spät abends waren wie vor *DIE-Stadt* das waren zirka 150 Kilometer da sind wir den **ganzen** Tag gefahren unser Zug . na und dann wars plötzlich aus das war bei einem Dorf und dort waren die Brücke gesprengt da gings nicht mehr weiter da haben viele Leute gesagt also wir gehen zu Fuß bis 30 Kilometer oder wie viel das waren vor *DIE-Stadt* . und –eh- dann hat sind die Leute zusammengelaufen und die haben gekuckt wer da kommt und haben gesagt da geht's nicht da geht's durch Wald und dort ist noch viel SS und so weiter na und dann gabs ein Gewitter und da sind wir über Nacht dort gewesen **hab** ich endlich was zu Essen gehabt seit der ganzen Zeit aber man hat überhaupt nicht dran gedacht muss ich sagen . höchstens bisschen Tee irgendwo und dort ist haben wir eine Bäuerin war im Wald und war ein Bauernhaus und wir haben uns so zusammengehalten wo wir also nach nach *XX-Stadt* wollten und da hat sie uns gesagt ja wir können dort schlafen aber ich soll ob wir uns sehr ärgern würden wenn sie uns auf die Scheune legt weil sie haben Angst dass wir dass wir /ehm/ sie mit etwas mit wegen Un wegen Anstecken ja? war ihnen irgendwie peinlich aber sie habens gesagt ((laut)) **Scheue egal** + ((lacht)) na waren wir dann auf der Scheune kann mich erinnern unter uns war waren Kühe und die haben so (((*macht das Schnaufen von Kühen nach*))) haben wir das gehört herrlich war das und das hat so gerochen das Stroh ((seufzt erleichtert)) hach das war schön + ja und dann dann kam die Bäuerin hat ein hausgemachtes Brot das werde ich auch nie vergessen so ein herrliches ein rundes Brot und das haben sie so abgeschnitten und mit soviel Butter ja? und Kaffee haben sie gemacht und also ich hab dreimal reingebissen und aus wars ja? ich mein ich hab gesagt also weiter gehts nicht so plötzlich so so was zu bekommen und dann haben wir das den ganzen nächsten Tag haben wir immer ein Stücken Brot ((lacht)) die wollte mehr geben haben wir gesagt wir können das nicht essen ich mein und das war etwas ein riechendes Landbrot und was die noch gehabt haben und ja und dann hat man festgestellt zwischen der Brücke sie soll und zwischen dem Bahnhof in *DIE-Stadt* der **vollkommen** zerstört war gibt es gibt es eine Bahn /eh/ ein ein Waggons mit einer Lokomotive und die die kann hin und her fahren

aber die kann sich nicht umdrehen also also das drei vier Waggonen nur und wir könne langsam also hin und die weicht wieder um uns zu holen so sind wir dann nach *DIE-Stadt* . und das war 13. Mai der Muttertag noch dazu na und und diese Vorstellungen sind dann der Vater von zwei Schwestern mitgewesen und zirka noch drei oder vier Herrn Väter und wir kamen nach *DIE-Stadt* was ja bei *XX-Stadt* ist auch wieder 20 Kilometer oder wie viel bei *DIE-Stadt* eine große Stadt und haben gesagt wir gehen jetzt ((lacht)) wir gehen jetzt zum Hauptplatz dort sind doch gewiss Taxi ((lacht)) und wir werden ihnen sagen sie sollen uns nach *XX-Stadt* führen und unsere Frauen die die arische Frauen ja? würden das bezahlen ((lacht)) hatten ja kein Geld wir kommen auf den Platz der war **absolut leer** –eh- auch teilweise bombenbeschädigt und was ausgebrannt die Leute (((geheimnisvoll))) **verkrochen** + kein Mensch und von einem Taxi keine Rede natürlich und jetzt standen die da so dort und die Leute haben da nur so gekuckt haben vor den Russen so Angst gehabt . und dort stand ein Auto ein ein Wagen –ehm- der hat ein rotes Kreuz gehabt und dort war es waren Russen dort also Militär und –eh- die haben uns gefragt so und ich ich hab mich . –eh- -eh- hat gefragt also wohin also wenn man will verständigt man sich mit den Russen und da haben wir noch gesagt na ja wir wollen nach *XX-Stadt* der hat so die Karte rausgenommen und hat gesagt wir fahren nach (Viškov) fahren durch *XX-Stadt* habe ich gesagt ja wir kommen aus em KZ und so weiter und da hat er gesagt drei Personen können sie nehmen . na und da waren wir gerade drei Mädeln die zwei Schwestern und ich na und da haben die gesagt die Mädels fahren die Herren gehen halt zu Fuß oder irgendwie wie sie dann weiterkommen na und da in einer weiß ich einer Weile haben die Abfahrt gehabt und haben uns ins Auto geholfen waren so Stufen war so wie ein ein so Holz ja wie so ein Zimmer dort lagen zwei drei Soldaten scheinen verletzt gewesen zu sein oder krank na ja die haben uns waren sehr nett und und haben uns ausgefragt und wir haben halt geredet wie wir konnten und haben uns was zu trinken gegeben und wieder irgendwas zu essen so ein hartes Brot was nur gehabt war alles okay . aber die haben uns dann erzählt wie die Russen weg waren sind die Leute von dem Platz nich? weil die doch alles gesehen haben von dem Fenster raus und haben gesagt **so** und die Mädeln seht ihr niemals und die sind vergewaltigt irgendwo tot abge( ) ((lacht)) der Vater von den Zweien der war verrückt ja? –hach- das ärgste was sie jetzt machen können die wollen doch nur die Mädeln haben **nix wars** keine Ahnung wir haben gefragt wer wo sie uns hinführen können sie haben mich vor die Wohnung geführt die Mädeln haben sie in das nebenan bei dem Dorf dort überall haben sie dann haben sie uns umarmt und wir sie auch und und sehr schön war das na haben die aus *XX-Stadt* (((geheimnisvoll))) haben sie wieder gekuckt was das nun kommt die umarmt sich mit som Soldaten + ja? na kurz ich ging dann an die Adresse weil die Eltern sind inzwischen haben woanders gewohnt ich ging an die Adresse dort dort wohnte auch irgendeine Cousine weitläufige Cousine von meinem Vater und die waren alle **verbarrikadiert** niemanden wollten sie **reinlassen** und ja wie sie mich gesehen hat hat mich nicht erkannt ich war doch um vieles größer und so weiter also ja also Mama und Papa sind nicht da Papa ist im Krankenhaus also sie sind im Krankenhaus na also da bin ich bis zum Krankenhaus gegangen . und –eh- das ist so eine so eine breite große –eh- -eh- Garten nich? dort stehen diese Pavillons und –eh- man geht durch so eine große Einfahrt rein und dort war ein großer schöner Kastanienbaum und so eine so eine ringsum so eine eine Bank und dort saßen Leute und so ein Wagen so ein mit jemanden und ich steh dort und schau“.

Mühsam bewegt sich der Zug von Prag aus in Richtung Mähren. Für die Autobiografin eine quälend langsame Fortbewegung, da sie doch nach Hause möchte („wahnsinnig langsam gefahren“). Immer wieder muss die Fahrt unterbrochen werden. Die „Bäuerin im Wald“ erscheint wie im Märchen während eines Gewitters und bietet ihnen einen Schlafplatz an, was ihr Erleichterung verschafft, insbesondere wenn sie das Schnaufen der Kühe in der Scheune imitiert („herrlich war das“) und den wohligen Geruch des Stroh erinnert („hach, das war schön“). Als dann noch die Bäuerin ein „hausgemachtes Brot“ anbietet, scheint das ungefährliche Leben rückgekehrt

zu sein. Eine wärmende Kuh, frisches Stroh und Brot, dazu Brot und Kaffee symbolisieren Freiheit und Leben, was zukünftige Handlungsrealisierungen wieder möglich erscheinen lässt. In abenteuerlicher Art und Weise schlägt sie sich bis in die Stadt ihrer Eltern durch. Sie ist aktiv, selbstbewusst und mutig. Entgegen den Warnungen vor den „Russen“, die angeblich Mädchen vergewaltigen, kann sie sich unbeschadet nach Mähren durchschlagen. Nichts kann sie mehr aufhalten. Sie weiß nicht nur, von wo sie kommt, sondern sie glaubt auch zu wissen, wohin sie will. Die Ankunft im Elternhaus soll das Ende des Erleidens manifestieren. Dort angekommen wird sie nicht erkannt. Eine „weidläufige Cousine“ will sie nicht ins Haus lassen und sie erfährt, dass ihr Vater im Krankenhaus liegt und die Mutter ihn besucht. Danach erzählt sie mit positiv besetzten Symbolen („ein großer schöner Kastanienbaum“) von dem Haus und dem Garten, womit sie ein großartiges Erlebnis einleitet.

#### 65. Segment (Zeilen 1433-1436)

„schau und plötzlich höre ich einen **Schrei** und das war meine Mama ((lacht)) und sie ist losgestürzt na ja und so wars ja und mein Vater war in diesem Wagen der war nach einer Operation und es ging ihm nicht gut“.

Der „Schrei“ der Erleichterung und der Wiedersehensfreude der Mutter wird zunächst nicht als eigene Freude der Autobiografin erzählt. Getrübt („na ja, und so wars“) wird diese Begegnung vom Leid des Vaters, der ebenfalls anwesend ist, aber nach einer Operation geschwächt scheint. Jene Begegnung, in der sich die Sehnsucht während der Zeit des Erleidens entladen sollte, bleibt zunächst hinter ihren Erwartungen zurück und es stellt sich ein Befremden unter den Beteiligten ein, das auch durch das unterschiedliche Erscheinen der Elternteile geprägt ist.

#### 66. Segment (Zeilen 1436-1441)

„aber es war mehr psychisch als als –eh- er wollte ganz einfach nicht und meine Mutter hat ihn immer so rausgezogen aus allem hat dort viel geholfen war mit ihm dort und –eh- eh- waren dort viele Verletzte auch Soldaten weil nicht weit war eine Schlacht eine große

Panzerschlacht waren sehr viele Verletzte und dort hat sie fest mitgeholfen sie hat dort immer so reagiert dass sie pausenlos gearbeitet hat ..“

Es scheint ihrem Vater „mehr psychisch“ schlecht zu gehen. Der Kommentar der Autobiografin über den hilflosen Vater („er wollte ganz einfach nicht“) und über die Stärke der Mutter („meine Mutter hat ihn immer so rausgezogen“), die sogar darüber hinaus die Verletzten im Krankenhaus umsorgte, bezeugt die Diskrepanz in der Wahrnehmung vom Vater und der Mutter in der Wirklichkeitskonstruktion der Autobiografin. Die Konfrontation mit der „pausenlos“ arbeitenden Mutter und dem passiven und depressiven Vater, lassen die Freude auf das Wiedersehen zunächst diffus erscheinen.

### 67. Segment (Zeilen 1442-1458)

„I: die Freude war groß  
 E: die Freude war groß (((melancholisch))) und ich hab mir gedacht wenn wenn man fragt was was willst du erste was wirst du machen und was wirst du erste + **essen** das da und so wars auch was man und da habe ich gesagt (((wie ein kleines schüchternes Kind sprechend))) ich will mich (-) Klo setzen + ((lacht)) /

Entschuldigung ja? (((freudig so wie ein lange ersehnter Träume in Erfüllung geht))) auf ein richtiges **reines** ja und ein Bad nehmen + also das das war das war also ein Traum weil dort waren diese diese Sachen in Theresienstadt es war **furchtbar** waren Latrinen ja? nich also/  
 ich weiß nicht ob sie Soldat waren oder was ohne Frauen und Herrn -eh- rechts und links für alle in einem **furchtbaren** Zustand obwohl man irgendwie versucht hat das zu reinigen mit mit Ratten und na schrecklich . **schrecklich** also ((holt tief Atem)) das das und dann wollte ich wollte ich ein **Ei** haben weil das ist eine das war eine Sache die die ganz un -eh- das ein Ei ja? ein Ei gekocht . also habe ich bekommen ((leise)) hab ein Ei bekommen + na uns so wars ((lacht)) na ja“.

Die lange ersehnten Träume können nun realisiert werden. Die Ausgestaltung der Umwelt mit menschenwürdigen Identitätsobjekten geraten alsbald nach der Wiederkehr in den Mittelpunkt dessen, was die Autobiografin als „Freude“ erinnert. Die grundlegendsten menschlichen Bedürfnisse werden nach langer Entbehrung zur größten Freude, mit deren Hilfe das diskrepante Selbstbild in der Zeit des Erleidens wieder kongruent eben mit dem Selbstbild und der Fremdzuschreibung ausbalanciert werden kann.



68. Segment (Zeilen 1459-1469)

„I: sie waren danach wieder in der Schule  
 E: na ja na es war –eh- Mai 45 na ja da war der Sommer und dann dann ja dann war ich mit der Schule in dieser Stadt in *XX-Stadt* hab ich versucht  
 I: wie war das mit dem Mädchen dass mal eine fünf geschrieben hat sie sagten dass konnten sie gar nicht verstehen dass sie geweint hat darüber  
 E: ich konnte es nicht ganz einfach stellen sie sich vor man sieht soviel Leid und und gruseliges und Tote und vor Hunger sterbende und da weint einer wegen einem Fünfer .. ich hab das ich hab gesagt ((klatscht in die Hände)) um Gottes Willen die hat keine anderen Sorgen ((lacht)) nicht?“

Die Diskrepanz zwischen ihrer Wirklichkeit und jener derjenigen, die nicht das Konzentrationslager erleiden mussten, bleibt auch in der Zeit des Interviews dominant. Das Unverständnis über das Mädchen mit der schlechten Note wird durch das Klatschen in die Hände unterstrichen. Die Wirklichkeit anderer ist ihr in der Erinnerung dieser Erfahrung unzugänglich, während das eigene Erleiden („soviel Leid und Gruseliges und Tote und vor Hunger Sterbende“) den Erfahrungsfokus weiterhin dominiert. Daneben fordert sie Unterstützung vom Interviewer, in dem sie erwähnt, er solle sich das Leid doch mal vorstellen. Ihr Bitten um Verständnis deutet zum einen auf eine Unsicherheit hin, die diese Relativierung mit sich bringt, da sie gemeinhin als unkonventionelle Betrachtungsweise gilt, zum anderen auf eine Manifestation dieser Betrachtungsweise, die das Mädchen nicht nur aufgrund ihrer Reaktion wegen der schlechten Schulnote diskreditiert, sondern darüber hinaus ihr vorwirft, dass sie angeblich „keine anderen Sorgen“ habe und somit die emotionale Reaktion des Mädchens entwertet. Dieses Beispiel zur Darstellung unterschiedlicher Wirklichkeiten zwischen ihr und denjenigen, die nicht das Konzentrationslager erleiden mussten, schwächt die Darstellungsform des Identitätsschemas des „Nicht-Opferseins“ ab und deutet auf ein Eintauchen in die Zeit des Erleidens in der Erzählung hin.

### 69. Segment (Zeilen 1470-1487)

„I: sagten ich hatte eine ganz andere Welt in mir . gibt es da eine Kontinuität bis heute? sie

E: nun ich will mich da nicht so kontrollieren aber im gewissen Sinne ja . ja ganz im gewissen ja ja ja weil es war ich hab Momente . –eh- also es waren Momente wo ich immer –eh- gesagt hab also . nich es war vielleicht gar nicht konkret aber wo ich gefühlt hab –eh- jetzt ist es jetzt is es jetzt is es sehr schwer um mich aber . Theresienstadt ist es immer noch nicht ja? so dieses und man konnte irgendwie –eh- besser reagieren ja? man konnte drüber hinweg und /eh/ /eh/ das war das das warn Momente auf vielen Stufen es warn auch Sachen so Sachen mit dem Regime hier wo man in verschiedene Situationen kam und –eh- manchmal manchmal haben Kollegen aus meinem Institut die sagen wie sie das an mir gesehen haben an mir gewusst haben hat mir mal eine Freundin gesagt du manchmal manchmal t –eh- beneide ich dich dass du in Theresienstadt warst ja? um diesen um diesen –eh- um diesen Halt zu haben

I. was haben sie ihr darauf geantwortet?

E: ((lacht)) was soll man da sagen na ja ja“.

Mit diesem Segment beginnt der dritte Teil des narrativen Interviews. Indem die Autobiografin in evaluativen und biografisch-reflexiven Kommentaren eine Bilanzierung von identitätsrelevanten Lebensereignissen vornimmt, erlangt sie die Fähigkeit, sich aus dem Erzählfluss, der vom Erfahrungsstrom geleitet ist, zu distanzieren und dabei die Positionen Anderer, insbesondere signifikanter Anderer, für die Bewertung der eigenen Biografie zu berücksichtigen. Theresienstadt wird zum Bewertungsmaßstab lebensgeschichtlicher Ereignisse, zu einem Gradmesser, an dem sich die Autobiografin orientiert („jetzt ist es schwer um mich, aber Theresienstadt ist es immer noch nicht“). Die Autobiografin besitzt somit zwei Orientierungswirklichkeiten, die sich in die Welt des Konzentrationslager und dem Leben außerhalb aufspalten. Die Welt außerhalb Theresienstadts – ideell oder real – beweist sich als die Welt nach der traumatischen Erfahrung der Trennung von den Eltern und die Deportation, was sie nicht zu verbalisieren vermag, sondern „nur“ fühlt („es war vielleicht gar nicht konkret“). Ich der Ich-zentrierten Darstellungsweise offenbart sich eine starke Kontrolle über ihre Gefühle und ihre Angst vor dem Wiedereintauchen innerhalb der Erzählung in die erlebte Geschichte beinhaltet Elemente von Selbstreflexion. Dabei würde sie gerne ihren Gefühlen freien Lauf lassen, doch sie agiert nach dem Motto: „Ich erzähle Dir was, aber ein bisschen Kontrolle brauche ich“, was in der Darstellungsweise nicht immer funktioniert und sich in der Suche nach dem passenden sprachlichen Ausdruck

präsentiert. Das Erleiden im Konzentrationslager wird somit zum Maßstab höchstmöglichen Aushaltens physischen und psychischen Schmerzes mit dem Wissen, diesen auch überlebt zu haben. Schwierige Lebenssituationen, die danach unterhalb dieser Meßlatte angesiedelt werden, gelten für sie als überwindbar, d.h. das Leben wird durch sie nicht bedroht. Sie positioniert somit einen individuellen Erleidensstandard, der sie scheinbar in Konflikten in „Sachen mit dem Regime“ in der Tschechoslowakei „Halt“ gegeben hat. In vollkommen gegensätzlicher Positionierung zum Identitätsschema „Opfer-Sein“ stellt sie sich als eine Person dar, die die Demütigung durch die Nationalsozialisten nicht nur nicht internalisiert hat, sondern sogar einen biografischen Gewinn daraus erzielen konnte. Dabei intellektualisiert sie ihre Erfahrungen und Leiden aus dem Konzentrationslager („da waren Momente auf vielen Stufen“). Sie hat Angst, durch ihre Erzählung die jahrzehntelange Kontrolle über ihr Erleiden zu verlieren. Demzufolge gab es in Theresienstadt Situationen, die ihr jedwede Handlungsmöglichkeit verboten und durch deren nicht stattgefundene Verarbeitung sie im Regime der Tschechoslowakei eine Wiederholung hinsichtlich der Einschränkung von individuellen Handlungsspielräumen erlebte. Dabei hat sie Strategien entwickelt, wie sie sowohl überleben als auch funktionieren kann. Die Betonung dieser Persönlichkeitsstrategie ist ihr von großer Bedeutung, da sie nicht als Opfer identifiziert und damit auf ein solches reduziert werden möchte. Um dieses Selbstbild zu bestärken und zu verifizieren, bemüht sie eine Freundin, die sie um ihre Zeit in Theresienstadt „beneidet“, weil sie eben „diesen Halt“ im Leben besitzt. Biografisch relevant erscheint hier die Umdeutung der von den Nationalsozialisten intendierten Stigmatisierung ihrer Opfer zu einer Person, deren Erleiden im Konzentrationslager einen biografischen Lernerfolg mit sich brachte. Die Autobiografin setzt damit eine Wirklichkeit, deren Grad der Intensität die traumatische Verletzung im Konzentrationslager offenbart und gleichzeitig auf eine positive Umkehrung dieser Verletzungen verweist. Mit dieser Form der Idealisierung des Opferstatus beweist die Autobiografin eine biografisch bedeutsame funktionierende Selbstkontrolle ihrer Emotionalität - allerdings um den Preis des Verlustes eines balancierenden emotionalen Erlebens, d.h. das durch die Umdeutungen resp. Andersdeutungen zwischen ihrer erlebten und erzählten Geschichte ein emotionales Vakuum entstanden

ist. Dabei reduziert sie ihre traumatische Erfahrung auf die persönliche Ebene mit der Freundin, die sie beneidet, als hätte die Autobiografin durch ihr Erleiden eine eigene Leistung erbracht – nach dem Motto: Ich habe mein Leben nicht trotz, sondern wegen Theresienstadt erfolgreich gelebt. Dabei gilt zu berücksichtigen, dass ihr Stolz und auch ihre Präsentationsabsichten mir als Interviewer gegenüber dahingehend ausgerichtet sind. Dieses schon anekdotenhaften Erzählen verweist auf ein eingeübtes und kontrolliertes Selbstbild hin, das die verletzenden Erleidungs Momente in ihrer Biografie abweist.

### 70. Segment (Zeilen 1487-1517)

„ich mein und –eh- ja und es es ich hab eine Angelegenheit hier gehabt mit der Stasi –eh- mit der hiesigen ja? Stasi die haben mich da irgendwie gelockt zur Zusammenarbeit und –ehm- ich hab damals nicht gewusst was **die** imstand sind hier ja? das war auch keine reine Gesellschaft ja? aber das muss ich sagen im vorhinein ich hab mir immer noch gedacht was können die mir schon SS ist es keine ja? –eh- ich mein es war ein bisschen naiv von mir aber /ehm/ aber ich bin da irgendwie ich hab ich hab ihnen da ja die haben mich da ein bisschen –eh- verfolgt eine Zeit und haben immer wieder –eh- mich gesagt ja und dann haben sie angefangen ich muss und und –eh- und bis mir die –eh- weiß Gott was die mir alles versprochen haben ja? also (((abfällig))) puh + . ein Posten und eine Wohnung das war noch in der Zeit wo ich studiert hab . und Auslandsreisen und das blaue vom Himmel ja? und und ich hab immer –eh- gesagt nein nein nein und bis ich eigentlich erfahren hab warum was die eigentlich wollen von mir /eh/ dass ich irgendwie in –eh- -eh- gegen jüdische also das war gegen Zionismus also ich sollte irgend . Bericht ich weiß nicht Spion ist vielleicht ein starkes Wort aber irgendwo etwas –eh- -eh- abhören scheinbar und ihnen ( ) und da hats geplatzt und da war irgend jemand und weiß nicht kenn ich mich nicht aus in diesem –eh- Militär oder diesen Angelegenheiten ich weiß nicht wo das war also wer das war es war da in diesem Hauptquartier von ihnen –eh- wo die mich dahin gebracht haben und der der was mir weil mir die Geduld geplatzt ist und da hab ich gesagt jetzt möchte ich mal wissen was ihr von mir überhaupt wollt und da hat er mir das gesagt und da habe ich so eine Wut bekommen und hab ihn dort angebrüllt –eh- das was er von mir verlangt dass ich gegen meine eigenen Leute so was machen soll das is das is ja verrückt und ich war ein bisschen . mich hats gehabt ((lacht)) wie man das so sagt und ich bin ich hab die Tür aufgemacht und ich hab sie **zugedroschen** und bin gegangen ganz einfach und wie ich gegangen bin sind so Riesengänge hab ich gesagt so jetzt könn sie mich holen jetzt könn sie mich holen ((lacht)) ja? aber ich ich hab keine Angst gehabt ja? so dass ich gezittert hätt vor Angst und immer hab ich mir gedacht na und wenn schon wenn sie mich schon holen SS ist es keine ja? das hab ich so in mir gesagt und sie sind mir nicht nachgegangen ja? .“.

In diesem Segment detailliert und interpretiert die Autobiografin anhand eines biografisch bedeutsamen Ereignisses jene Stärke, die sie in Theresienstadt erlernt zu haben glaubt. Mit Vehemenz bleibt sie den Anwerbebemühungen des tschechischen Geheimdienstes gegenüber immun. Sie bemüht hier wiederum ihre individuelle Meßlatte des Erleidens, zu der sie ihre

Erfahrungen in Theresienstadt zu Grunde legt („ich hab mir immer noch gedacht, was können die mir schon, SS ist es ja keine“). Somit verknüpft sie ihre moralische Integrität und ihre Loyalität („was er von mir verlangt, dass ich gegen meine eigenen Leute so was machen soll, das is ja verrückt“) mit ihren Erfahrungen aus der Erlebenszeit im Konzentrationslager, was sie als individuelle Überlebensstrategie in ihre Wirklichkeitskonstruktion integriert.

### 71. Segment (Zeilen 1517-1519)

„ich konnt dann nicht reisen und meine Mutter konnt nicht reisen und so weiter das hat dann irgendwie solche Folgen gehabt die man überleben konnte ((lacht)) ja? aber es ist nichts geschehen . ja“.

Die Konsequenzen ihrer Ablehnung, für den Geheimdienst zu arbeiten, werden in einem nuancenfreien Spektrum erinnert, das nur zwei Möglichkeiten zulässt, nämlich zu überleben oder nicht zu überleben. Die Reiseverbote für sie und ihre Mutter „konnte man überleben“, ein Zustand, der möglicherweise Menschen mit weniger hohen Erlebensmaßstäben folgeschwer gedemütigt hätte.

### 72. Segment (Zeilen 1519-1525)

„aber es ist nichts geschehen . ja? und das war so ein vom mir dass ich gesagt hab euch fürcht ich mich nicht ja? es es konnte ganz anders ausfallen ja? ((leise)) als es war + aber man sagt immer wenn man sich irgendwie –eh- zeigt –eh- dass man sich nicht fürchtet ist es mit gewissen Sinn manchen Situationen –eh- ist es besser als wenn man aber das war alles spontan von mir ich hab überhaupt nicht nachgedacht darüber also das waren schon Momente“.

In diesem Segment konstruiert die Autobiografin aus ihren Erfahrungen eine Art Lebensmotto, welches zum Ausdruck bringt, dass es in „manchen Situationen“ „besser“ ist, „dass man sich nicht fürchtet“, „als wenn man“ Furcht zeigt, d.h. seine vermeintlichen Schwächen mitteilt. Sie abstrahiert ihre konkrete Erfahrung und formuliert eine scheinbar allgemeingültige Theorie menschlichen Verhaltens für identitätsbedrohende Situationen. Damit distanziert sie sich von einem möglichen Missverständnis in der

Wahrnehmung durch den Interviewer. Sie möchte keineswegs als sonderbare Person interpretiert werden, die extravagante Theorien über das menschlichen Dasein aufstellt, die durch eine Krise in Theresienstadt ausgelöst worden sind. Vielmehr möchte sie sich verstanden wissen als eine Person, die durch die Krise gelernt hat, sich im Leben zu behaupten, wofür sie eine Rückmeldung durch das gesellschaftliche Kollektiv, hier vertreten durch den Interviewer, über die Richtigkeit ihres Verhaltens benötigt. Das folgenlose Intermezzo ihres Kontaktes mit dem Geheimdienst ermutigt sie zu einer Bewertung von Situationen, in denen sie durchaus Furcht empfindet, jedoch diese nicht zur Sprache bringen kann. Aufgrund dessen, dass der Ausgang der Begegnung mit dem Geheimdienst für sie nicht vorhersehbar war, bewertet sie ihr Verhalten als mutig. Darüber hinaus beschreibt sie ihre Fähigkeit zur Bewertung von Situationen als ein Wesensmerkmal von sich, da sie „nicht nachgedacht“ hat, sondern „spontan“ gehandelt hat, d.h. instinktiv richtig gehandelt hat und damit auf eine biografisch relevante Veränderung durch das Erleiden im Konzentrationslager hinweist.

### 73. Segment (Zeilen 1525-1541)

„aber komischerweise ging das auch im Theater wo ich war ((lacht)) es klingt komisch dass ich das im Zusammenhang hab aber im Theater hab einige Momente gehabt die also **sehr** sehr am Rande waren wo sagen wir . na ja andere –eh- zusammen**brechen** ja? weil das so riesen es ist eine große Verantwortung und da können –eh- große –eh- wie sagt man /ehm/ Attacken sein ja? und ich war das auch nicht gewachsen ich mein ich hab das nie miterlebt in diesem Theaterinstitut war eine sehr gute Atmosphäre und so weiter und dort plötzlich wars wie gesagt –eh- sehr –eh- gings sehr scharf zu und –eh- . da da –eh- da hat jemand gesagt noch also mich bewundert also hat gesagt weiß du wie du das gemeistert hast der andere wär schon zusammengebrochen ich bin ich hab ihm gesagt wie ist das eigentlich dieses Zusammenbrechen ja? das das ich kann mir nicht vorstellen –eh- dass ja? irgendwie hab ich gesagt wegen (((abfällig))) so was + ja? und das war alles diese dieses –eh- was sich oben in mir irgendwie füllte dass es wieder ums Leben geht ich hab ihm gesagt ums Leben gehts doch nicht .. ja? aber vielleicht muss man wissen dass also man solls nicht aber aber /mh/ wenn man das ver den Vergleich hat dass wanns ums Leben geht **wirklich** ja? dann dann kann man andere Situationen –eh- -eh- besser –eh- -eh- qualifizieren ja? so zirka ist das .. „

Die Autobiografin möchte allerdings auch als jene Person verstanden werden, die eine unauffällige unverwechselbare Persönlichkeit darstellt, und sich dennoch aufgrund ihrer Erfahrungen von anderen überdurchschnittlich

unterscheidet. Sie formuliert deutlich diesen Unterschied und beruft sich auf Zeugen, die sie „bewundern“. Die Absicherung des Selbstbildes durch Andere bestärkt sie in ihrem Identitätsschema des „Es-geschafft-zu-haben“, d.h. das Erleiden im Konzentrationslager enttraumatisiert zu haben. Gleichwohl deuten ihre Bemühungen zum Negieren ihres Traumas wiederum auf einen hohen Grad von psychischer Verletztheit hin. Gerät das Vertrauen in ihr Selbstbild ins Wanken, so lässt sie sich zu überheblichen Bemerkungen hinreißen („ich hab ihm gesagt, wie ist das eigentlich dieses Zusammenbrechen (...), das kann ich mir gar nicht vorstellen, (...) hab ich gesagt: ‚Wegen ((abfällig)) so was +“). Umgehend versucht sie diese Überheblichkeit zu relativieren und bittet um Verständnis für ihr Verhalten, in dem sie ihren Erfahrungsvorsprung gegenüber anderen in Form eines Fazits präsentiert („aber vielleicht muss man wissen, dass also, man solls nicht, aber (...) wenn man (...) den Vergleich hat (...) dann (...) kann man andere Situationen besser qualifizieren“). Sie überträgt somit einen Nutzen aus ihren Erfahrungen von Theresienstadt auf ihre Arbeit am Theater und manifestiert damit ihr Selbstbild von jener Person, die es geschafft hat, sich vom Stigma des Opferseins zu befreien.

#### 74. Segment (Zeilen 1542-1562)

„I:

wie

glauben sie hat sich Theresienstadt auf ihr weiteres Leben ausgewirkt?

E:

also

es ist so /ehm/ ich denk nicht darüber nach –eh- es ist immer höchstens man wird gefragt ((lacht)) und man wird jetzt immer mehr gefragt also denk ich eigentlich immer mehr darüber nach weil es waren Zeiten überhaupt weil das kommunistische Regime hat sich ja über diese Sachen haben sie irgendwie schweigend –eh- ja? sie haben sich damit überhaupt nicht befasst und jetzt wird das mehr und mehr aber ich muss sagen es ist es ist so etappenweise zum Beispiel ich hab es waren Jahre wo ich darüber überhaupt nicht nachgedacht hab ja? oder oder ganz minimal und dann zum Beispiel wie ich schwanger wurde also da ist man immer so ein bisschen mehr mehr gefühlvoller und da da hab ich also richtige Probleme gehabt . dass ich den Gedanken nicht loswerde dass ich sagen ich ein Kind haben werde und jemand nimmt mir das Kind weg . oder oder behandelt mich ja? also da sind mir so und die Bilder diese Erlebnisse aufgekommen und –eh- -eh- da das war ganz arg ich konnte das nicht loswerden und und . und wollte meinen Mann nicht damit mit –eh- -eh- ich hab mir schon gedacht vielleicht wären das die Momente gewesen wo man heute zu einem Psychiater geht ja? ((lacht)) was ich auch nicht versteh warum man gleich zum Psychiater rennt und so weiter aber –eh- also ich hab mir gedacht damals ich muss damit irgendwie fertig werden und ja dann hat sich das wieder gelegt .. –mh- „

Aufgrund meiner Nachfrage, die das Bilanzierungspotenzial der Autobiografin ausschöpfen sollte, reflektiert sie zunächst darüber, dass sie „nicht darüber nachdenkt“, „höchstens wenn man gefragt wird“ und da „man jetzt immer gefragt wird“, „denkt sie eigentlich immer mehr darüber nach“. Unabhängig von dem erhöhten Interesse an Zeitzeugenberichten seit Ende der 70er Jahre in Westdeutschland, bedingt durch die Ausstrahlung der amerikanischen Familientrilogie „Holocaust“ im deutschen Fernsehen, rückt die eigene biografische Vergangenheit in jenem fortgeschrittenem Lebensabschnitt näher, in dem eine Bilanzierung größerer Lebensabschnitte überhaupt erst möglich ist. Das vordergründige Argument, das „kommunistische Regime“ habe ihre individuelle Erinnerung versagt, mag für einen öffentlichen Diskurs durchaus zutreffen, sollte jedoch als Begründung für eine Vermeidung schmerzhafter Erinnerungsarbeit differenziert betrachtet werden. Die eigenerlebte Biografie scheint zumindest in jenen Momenten der Lebensgeschichte nicht mehr durch das Selbstbild des enttraumatisierten Opfers gemildert zu werden, die durch identitätsrelevante Ereignisse, wie eben ihre Schwangerschaft, geprägt sind. Mit der Angst, dass man ihr Kind wegnehmen könne, bleibt die Autobiografin allein. Sie vertraut sich weder ihrem Mann an, noch sucht sie sich psychologische oder beratende Hilfe. Obwohl sie „richtig Probleme gehabt“ hat, glaubte sie „irgendwie damit fertig zu werden“ und hat abgewartet, bis „sich das dann wieder gelegt hat“. Die Tabuisierung schmerzlicher und demütigender biografischer Ereignisse sind auch oder vielleicht gerade innerhalb der eigenen Familie existent. Ihre selbstaufgelegte biografische Fähigkeit besonderer Leidensfähigkeit bleibt auch hier wiederum nicht unerwähnt. Sie grenzt sich von jenen ab, die Hilfe von Dritten in Anspruch nehmen („was ich auch nicht versteh, warum man gleich zum Psychiater rennt“), obwohl sie ihre Angst während der Schwangerschaft dahingehend dramatisiert, die heutzutage („heute“) das Konsultieren eines Psychiaters o.ä. rechtfertigen würde. Gleichzeitig lehnt sie jedoch diese Form der Hilfe ab und wird „damit irgendwie fertig“, was den besonders hohen Grad ihrer Leidensfähigkeit darstellen soll, der wiederum auf ihr Selbstbild des enttraumatisierten Opfers verweisen soll, das keine persönliche Schwäche zulässt.



### 75. Segment (Zeilen 1562-1577)

„und ja es gibt immer so so es gibt immer mehr oder weniger und und so weiter aber wir haben ja in der Familie haben wir auch mehreres gehabt weil ich hab dann als ich meinen Mann geheiratet hab da habe ich wieder anders erfahren weil mein Mann war auch aus einer zweisprachigen Familie tschechisch russisch sein Vater ein russischer Emigrant und der hat ja das Erlebnis gehabt dass er elf Jahre in Sibirien war den haben die hopp genommen haben sie weggenommen und war am 18. Mai 45 also wie ich da gerade nach Hause kam ging er wieder weg und –eh- elf Jahre . in acht Lagern . also da da da da hab ich wieder –eh- nicht? also wir waren ja vielleicht ist es möglich dass wir gerade geheiratet haben weil wir irgend so ein Hinter /ehm/ grund gehabt haben oder wie man das sagt aber da hat man natürlich auch zu erzählen gehabt obwohl er auch nicht viel erzählt hat aber na ja .. das ist immer wieder kommt so was . ((leise)) kommt was auf nich? er hat dann vieles er hat was geschrieben + er hats leider russisch geschrieben ich kann soweit Russisch dass ich eine Handschrift lese aber jetzt hat das mein Sohn umgetippt in eine Schrift 2000 Seiten . Memoiren ja er lebt leider nicht mehr also auch aber ((leise)) er war ein phantastischer Mensch ich hab ihn sehr gern gehabt +“.

In diesem Subsegment reflektiert die Autobiografin die Geschichte ihrer eigenen Familie vor dem Hintergrund von Verfolgungserfahrungen. Sie stellt jene Parallelen in ihrer und der Biografie ihres Ehemannes auf, die entsprechend ihres eigentheoretischen Kommentars für die Eheschließung begründen („vielleicht ist es möglich, dass wir gerade geheiratet haben, weil wir irgend so ein Hintergrund gehabt haben“). Das gemeinsame Schweigen in der Ehe über die jeweilige traumatische Vergangenheit wird immer wieder von emotionalen Eruptionen unterbrochen, die scheinbar belastend auf die Ehe wirkten, jedoch nicht ausgesprochen worden sind. Daraus erklärt sich auch eine Schrift von 2000 Seiten, die ihr Ehemann als seine Memoiren hinterlassen hat. Das, was die beiden Eheleute verband, nämlich die Erfahrung von Verfolgung und Todesangst, trennt sie auf gleiche Weise voneinander, denn genau diese Erfahrungen sind es, über die sie miteinander nicht sprechen können. Das was „aufkommt“ resultiert aus einer unzureichenden Bearbeitung der belastenden Aspekte der eigenen Biografie beider Ehepartner. Das unausgesprochene Verständnis für das Trauma des anderen verband sie miteinander und bildete gleichzeitig das familieninterne Tabu. Die Charakterisierung „phantastisch“ für ihren Ehemann drückt eben genau diese Beziehungsebene aus, die von gegenseitiger Achtung hinsichtlich der jeweiligen Biografie geprägt ist, jedoch nicht von durchdringender Kenntnis von der Wirklichkeit von der Wirklichkeit des jeweils anderen zeugt.

### 76. Segment (Zeilen 1577-1578)

„also das das irgendwie .. ist das es war sehr viel . was man gehört hat und erlebt hat ...“.

In dem bewertenden Abschlusskoda markiert die Autobiografin die Bereitschaft, das Interview zu beenden. Sie kommentiert ihr Leben zusammenfassend, verweist auf ihre facettenreiche Biografie und auf (signifikante) Andere, von denen sie geprägt worden ist.

### 77. Segment (Zeilen 1579-1597)

„I: die Musik war immer dabei

E: ja bei mir ja ja

I: hat das geholfen?

E: ach  
na ja in gewisser ich hab schon mal öfters Fragen –eh- beantworten sollen also wie weit hilft Musik überleben ich mein na es hilft dass man schöne Stunden hat –eh- wenn es überhaupt noch möglich ist sagen wir in Theresienstadt –eh- wo man –eh- abends frei atmen konnte ((lacht)) frei atmen also –eh- beisammen sein konnte und und zu singen was man einstudiert hat oder auch nicht also ist es fein aber –eh- -eh- wenn man wenn die Pforten geschlossen worden sind nach –eh- in dem Zug dort die abtransportiert werden vielleicht ist da noch jemand gesessen hat bisschen was gesummt für sich auch ja aber dann wars aus ich mein es gibt dann .. ja Musik –eh- man weiß dass von den sogenannten Familienlagern das war dieses Lager in Auschwitz wo die Leute aus irgendeinem Grund ein halbes Jahr in einem anderen Lager waren und erst dann ins Gas gegangen sind und die **wussten** es dass es so wird dass der Moment gekommen ist und dass sie dass sie auf Lastautos befördert worden sind und sie haben alle die die die tschechische Hymne gesungen also wenn sie wollen ist das Musik ((leise)) bis dort also sind natürlich das sind –eh- apokalyptische –eh- Momente + (( 7 Sek.))“.

Auf meine Nachfrage, inwieweit die Musik ihr „geholfen“ habe, wiegelt sie zunächst die Frage ab und verweist darauf, dass Musik als Überlebenshilfe scheinbar als romantisierendes Klischee gilt und sie „öfters“ auf diese Problematik angesprochen wurde. Die Stunden gemeinsamen Musizierens verhalfen den Beteiligten in Theresienstadt zu einem kollektiven Erlebnis, das Sicherheit und Zusammenhalt implizierte. „Abends frei atmen“ zu können bedeutet, ohne Angst sein zu müssen und zumindest für wenige „schöne Stunden“ ein scheinbar selbstbestimmtes Leben nachahmen zu können. Daneben symbolisiert die Musik auch jenen Zusammenhalt, der aufgrund mangelnder alternativer Kommunikationsmöglichkeiten in kritischen Situationen der Gefangenen untereinander, das Gedenken aneinander ermöglichte. So generierte das Summen einer Melodie während einer

Deportation zu einer Demonstration kollektiven Gedenkens, die anstelle eines Gesprächs oder eines Gebets den jeweils anderen mitteilte, das er nicht allein ist und ihm somit jene Identität wiederzugeben versuchte, die dem Einzelnen von den Nationalsozialisten geraubt werden sollte. Ähnlich verhält es sich mit dem Singen der tschechischen Nationalhymne, die von Gefangenen während ihrer Deportation gesungen wurde. Diese Begebenheit berichtet die Autobiografin als nachträglich erworbenes Wissen und bietet an, diese Form der Kommunikation als Musik zu interpretieren, als Ausdrucksform menschlichen Leids, das in den „apokalyptischen Momenten“ als Symbol von Würde und Selbstbehauptung die Angst vor dem Unvorstellbaren lindert.

### 78. Segment (Zeilen 1598-1609)

„I: mit ihren Kindern haben sie auch über diese Zeit gesprochen

E: (-) ja mehr oder weniger aber sagen wir –eh- -eh- das ist immer nur so die wissen das alles irgendwie aber –eh- so Gelegenheit nicht das mich jemand so so ((lacht)) also ausgefragt hätt /eh/ .. ja also die wissen vieles und und waren mit mir in Theresienstadt hab ihnen das gezeigt –eh- ich hab es nur soweit gemacht als wenn es sie interessiert aber ich hab es nicht verschweigen wollen es gibt –eh- Familien wo man einfach prinzipiell nicht darüber reden will ich weiß nicht warum nicht aber –eh- was sie wissen wollten habe ich ihnen gesagt und und warum sollen sie es auch nicht wissen also sie müssen ja nicht als Kinder –eh- ((leise)) was krasses erfahren + ((sehr leise)) aber ich glaub das formt die auch schon damit + (( 8 Sek. ))“.

Aufgrund meiner Nachfrage über die Thematisierung ihrer Lebensgeschichte mit ihren Kindern bleibt die Autobiografin vordergründig und offenbart ihr Dilemma zwischen Schweigen und Erzählen. Einerseits möchte sie ihre Kinder über den Holocaust informieren, andererseits jedoch die eigene Erleidensgeschichte ihnen gegenüber nicht en détail offenbaren. Als Begründung gibt sie vor, dass ihre Kinder nicht ausführlich gefragt hätten („die wissen das alles irgendwie, aber so Gelegenheit nicht, dass mich jemand so so also ausgefragt hätt“). Sie möchte ihren Kindern gegenüber aus Scham nicht als eine Mutter erscheinen, die von den historischen Ereignissen überwältigt, in einem Konzentrationslager gedemütigt und ihrer Freiheit beraubt wurde, um nicht der Angst ausgesetzt zu sein, ihre Kinder könnten den Respekt vor ihr verlieren, so wie sie sich von ihnen als eine

„schwache“ Person erinnerten Vater distanziert hat. Der Besuch mit ihren Kinder in der Gedenkstätte Theresienstadt ermöglichte es ihr, sowohl ihnen jenen Ort zu präsentieren, der im kollektiven Gedächtnis als „Vorhof zur Hölle“ abgelegt ist, als auch ihr individuelles Erleiden an diesem Ort zu verhüllen, was in der Aussage „hab ihnen das gezeigt, ich hab es nur soweit gemacht, wenn es sie interessiert, aber ich hab es nicht verschweigen wollen“ zum Ausdruck kommt. Soweit lag die Vorherrschaft thematischer Gestaltung der Aufarbeitung der Lebensgeschichte der Mutter innerhalb der Familie in der Ausführungsgewalt der Kinder und wurde gleichzeitig durch sie begrenzt. Trotz großem Interesse und entsprechenden Bemühungen ausführlicher Fragestellungen an die Mutter bleibt die Lebensgeschichte der Mutter für die Kinder fragmentarisch. Dies mag zum einen in der gegenseitigen Scham begründet liegen und zum anderen im gegenseitigen Respekt, die traumatischen Verletzungen der Mutter nicht Gegenstand des Familienwissens werden zu lassen. Vor diesem Hintergrund ist es der Mutter möglich ohne Schweigen, aber auch ohne aktives Erzählen, ihre Lebensgeschichte zwischen dem familieninternen Informationsinteresse und dem individuellen Erzählwunsch auszubalancieren. Ihre Offenheit zur Thematisierung der eigenen Lebensgeschichte erhöht sie mit dem Unverständnis anderen Familien gegenüber, in denen scheinbar „prinzipiell nicht darüber“ geredet wird. Gleichzeitig begrenzt sie diese thematische Offenheit dadurch, dass ihre Kinder „ja nicht (...) was krasses erfahren“ müssen. Als moralischen Erziehungsauftrag versteht sie ihre Erzählungen als ausreichend („aber ich glaub das formt die auch schon damit“).

### 79. Segment (Zeilen 1610-1630)

„I: ja vielen Dank

E: ja wie gesagt ich sag jedem ich war **nur** in Theresienstadt ja? weil es ist sie wissen was ihnen Katharina Palencová<sup>2</sup> erzählt hat was dann noch möglich war zu überleben also wie gesagt ich will das immer sagen weil ich will nicht wenn jemand nicht die wenn sich jemand darüber interessiert und –eh- man muß eine gewissen Balance –eh- haben nicht wahr? weil ich mich nicht mit meiner Geschichte –eh- irgendwie aufpflanzen wenn ich weiß dass Leute –eh- also auch das die Hölle noch –eh- ertragen also durchgegangen sind ich weiß auch mein mein Cousin und meine Cousine sind beider durch Auschwitz und –eh- . mein Cousin hat das sogar niedergeschrieben der war

<sup>2</sup> Name geändert.

über zwei Jahre in Auschwitz und hat –eh- als Installateur dort gearbeitet –ehm- der hat sehr viel gewusst und sollte nicht überleben hat aber und hat auch in Nürnberg oder bei diesen Verhandlungen vorher hat er Zeugenabgaben gemacht so hat er das dann auch geschrieben also ich glaube der hat auch nie alles erzählt .. immer erzählt man so die lustigeren Geschichten davon zum Beispiel dass er in –eh- er hat mir dann gesagt war schon wieder alles möglich in in in in von Udenkliche ins Udenkliche –eh- der hat einige Zeit ist er jeden Abend zu einem SS-Mann gegangen sie haben zusammen England gehört schwarz was ich mir in Theresienstadt nicht vorstellen können weil dort war war war war nicht so eng anander und auch das ist möglich ja? also ich will nicht damit sagen dass es aber er hat unglaublich viel dort also gesehen und erlebt . nun ja“.

Nach einer Pause von acht Sekunden, die ich als Abschlusskoda deute, und eindeutigen Erschöpfungserscheinungen der Autobiografin erkläre ich das Interview für beendet, indem ich mich bei der Erzählerin bedanke. Umgehend setzt die Autobiografin die Erzählung fort und beginnt sich dafür zu rechtfertigen, dass sie „nur“ in Theresienstadt war und die „Hölle“, also die Vernichtungslager, nicht erleben musste. Diese Relativierung des Opferstatus unterstützt ihr Selbstbild in ihrer Wirklichkeitskonstruktion zur Abwehr des Stigmas „Opfersein“ und somit auch die Herstellung von biografischer „Normalität, d.h. die Negierung von Spätfolgen aus der Verfolgungszeit. Dafür spricht auch ihre Zurückhaltung zum Erzählen („ich mich nicht mit meiner Geschichte irgendwie aufpflanzen [will]“) und der Verweis auf das mögliche folgenschwerere Erleiden anderer. Andererseits kritisiert sie die Gefahr einer Banalisierung der jeweiligen Lebensgeschichte hinsichtlich deren Erleidensdimension, da „man immer so die lustigeren Geschichten erzählt“.

### 80. Segment (Zeilen 1631-1636)

„I: vielen Dank für das  
Interview wenn ihnen noch was wichtig ist  
E: nun ja ((lacht)) ich tu mir dabei die  
Sachen auch immer irgendwie –eh- in Form bringen weil früher hat man überhaupt nicht so  
darüber nachgedacht bevor man gefragt hat und da hab ich das eigentlich auch nicht so im  
ganzen entnommen aber ..“.

Ich biete der Autobiografin sowohl das Ende des Interviews an als auch die Möglichkeit, ihre Erzählung zu ergänzen. Sie rechtfertigt sich für die Art und Weise ihrer Erzählung und gibt die Verantwortung dahingehend ab, dass sie auf ihre Unerfahrenheit im Erzählen verweist („ich tu mir die Sachen auch

immer irgendwie in Form bringen“). Daneben versucht sie ihre Lebensgeschichte zu entdramatisieren, indem sie mit einem distanzierendem „man“ vorgibt, „früher nicht so darüber nachgedacht“ zu haben und wenn, dann über bestimmte lebensgeschichtliche Ereignisse, die jedoch nicht in ihren gesamtbiografischen Zusammenhängen erinnert werden.

### 81. Segment (Zeilen 1636-1650)

„ich find schon schön wenn das wenn so eine Familie also so offen ist wie unsere war und ich habs da auch bei meinen Kindern so gemacht also wir sind auch –eh- sogar dreisprachig hab ich meine Kindern sind dreisprachig aufgewachsen also von von –eh- Baby von Geburt auf sie sprechen Deutsch sie sprechen Tschechisch und Russisch und und also Englisch lernen war kein Problem mehr ja also spricht mein Sohn vier Sprachen ja also und die wissen wie eine Synagoge ausschaut die wissen wie eine Kirche ausschaut ja es ist ich glaub das ist das beste was man jemanden mitgeben kann nicht diese . also mehr konnte ich schon nicht mehr machen ja jetzt versuche ich meine Enkelinnen ein bisschen ((lacht)) was auch viel Spaß macht und . vielleicht könnte man noch sagen dass –eh- spüren wir alle also –eh- wenn wir uns so treffen dass –eh- gewissen Sachen sind –eh- sind für uns vielleicht wertvoller als für . andere also –eh- Familie also ich mein dass man überhaupt . erstens dass man lebt zweitens dass man eine Familie bildet und und Kinder bekommt und erziehen kann“.

In Tradition der eigenerfahrenen mehrsprachigen Erziehung greift die Autobiografin die Bedeutung der „offenen Familie“ auf. Sie verweist damit auf die positiv erinnerte liberale Beschaffenheit ihres Elternhauses, die sie später für ihre eigene Familie übernommen hat. So erzieht sie ihre Kinder ebenfalls mehrsprachig und verweist auf ihre religiöse Toleranz. Sie bemüht sich, sich von denjenigen moralisch abzugrenzen, die sie für ihr Erleiden im Holocaust verantwortlich macht. Die Toleranz, die sie für sich beansprucht, entsteht demzufolge aus eben diesem Erleiden und dem daraus genierten Identitätsschema „Offenheit“. Die Bedeutung, aus dem Erleiden eine positive Lehre ziehen zu können, ist zur Unterstützung des Identitätsschemas „Kein-Opfersein“ wesentlich. Diese Wirklichkeitskonstruktion, der die Erfahrung des Holocaust zugrunde liegt, beinhaltet die hohe Wertigkeit von der Lebensform Familie, die sie eigentheoretisch als „wertvoller“ gegenüber „anderen Familien“, die nicht ihren Erfahrungshintergrund besitzen, kommentiert. Sie offenbart ihre Deutung vom Sinn des Lebens aus erfahrungsbedingter Erkenntnis: „Erstens, dass man lebt und zweitens dass man eine Familie bildet und Kinder bekommt und erziehen kann“. Die scheinbar evidente und

nicht besonders erwähnenswerte Voraussetzung für jedwede menschliche Erfahrung, die eigene Existenz, wird aufgrund der Todesnähe der Autobiografin ausdrücklich bemerkt. Es ist ihr darüber hinaus von großer Bedeutung, den Wert der „Offenheit“, der in ihrer identitätsrelevanten Wirklichkeitskonstruktion eine Familientradition besitzt, in der Familiengeschichte fortgesetzt zu wissen („jetzt versuche ich meine Enkelinnen ein bisschen“). Als Absicherung für ihre Handlungs- und Werterichtigkeit beruft sie sich auf das kollektive Gedächtnis ihrer Familie („spüren wir alle so, wenn wir uns so treffen, dass gewissen Sachen sind für uns vielleicht wertvoller als für andere Familien“).

## 82. Segment (Zeilen 1650-1655)

„also diese **grundmenschlichen** Sachen /eh/ spüren wir irgendwie die meisten von uns glaub ich irgendwie –eh- tiefer ich weiß nicht wie ich das sagen soll ja? dass man dass man –eh- den Wert von diesen grundmenschlichen Sachen irgendwie sehr ehrt und und hütet ja nicht so leichtsinnig umgeht damit . ((leise)) es ist alles ein Geschenk eigentlich man nimmts nicht als selbstverständlich ja? + ((holt tief Luft)) so wars .. das hat man auch gelernt . ((lacht))“.

Die Erfahrung „Theresienstadt“ scheint als eine Art „Schule des Lebens“ in der Wirklichkeitskonstruktion der Autobiografin abgelegt zu sein. Werden die „grundmenschlichen Sachen“ innerhalb ihrer Familie verortet, so weist dies auf die bereits im Segment 80 erwähnte bedeutungsvolle Familientradition hin. Bezieht sie sich allerdings auf die Gruppe der ehemals Verfolgten („spüren wir irgendwie, die meisten von uns“), so deutet das auf eine Verbundenheit zu denjenigen hin, mit denen sie das Erleiden in Theresienstadt erdulden musste. Diese ideelle Verbundenheit widerspricht keineswegs ihrer Abwehr gegenüber einer Identifizierung als Opfer des Holocaust und der implizierten, ideellen oder wirklichen, Stigmatisierung. Vielmehr scheint im Rahmen ihrer biografischen Arbeit und der damit verbundenen positiven Deutungsbemühungen des eigenen Erleidens, das Erleben von Solidarität innerhalb der Notgemeinschaft in Theresienstadt, insbesondere der Zusammenhalt im Kinderheim, die nachträgliche und nachhaltige Bewältigung der Leidenserfahrung zu erleichtern und als identitätsrelevante Orientierung in die eigene Biografie zu integrieren.

### 83. Segment (Zeilen 1655-1659)

„na das sind so ganz grund weil . ich mein jede Mutter ist stolz wenn sie sieht die Familie wächst aber da gibts noch etwas so wie so wie also wir habens geschafft also ich allein bin geblieben und jetzt sind wir wieder wir wieder . eine kleine –eh- wieder eine Familie von mir aus ist wieder“.

Auf der Folie konventioneller Orientierung verweist die Autobiografin darauf hin, dass „jede Mutter stolz ist, wenn sie sieht, die Familie wächst“. Das Positionieren auf der Ebene einer vermeintlichen Normalbiografie wird von der Besonderheit ihrer Wirklichkeit verändert. Die Tatsache, dass sie als einzige in der Familie ihrer Generation den Holocaust überlebt hat und nicht nur eigene Kinder, sogar bereits Enkelkinder aufweisen kann, offenbart ihr Festhalten an der moralischen Überlegenheit gegenüber den Nationalsozialisten, die es nicht geschafft haben, sie zu ermorden und damit den Fortbestand ihrer Familie zu verhindern. Im Kontext des geschaffenen Familienverbandes reflektiert sie unter Berücksichtigung seiner Mitglieder („wir“). Als individuelle Leistung und sozusagen als Urmutter dieser Familie benennt sie sich selbst („wieder eine Familie von mir aus“).

### 84. Segment (Zeile 1659-1660)

„doch ich habs bewältigt . **so Schluss** ((lacht))  
I: danke“.

Mit einer bilanzierenden eigentheoretischen These beendet die Autobiografin das Interview. Die Bedeutung ihrer persönlichen Erleidensgeschichte und der biografischen Relevanz offenbart sich in der Erleichterung über die vermeintliche oder wirkliche Bewältigung ihrer Krise. Als wäre es Aufgabe dieses Interviews gewesen, die Frage nach dieser Bewältigung zu untersuchen, kommt sie zu einem identitätsrelevanten Resultat, in dem sie sich selbst vergewissert, dass sie es „bewältigt“ hat („doch“). Worum es sich genau handelt, was sie glaubt bewältigt zu haben, wird nicht detailliert. In der gesamtbiografischen Analyse des Interviews mit Frau H. wird der Prozess der eigentheoretischen identitätsrelevanten Deutungsmuster der Autobiografin untersucht. Mit einer unmissverständlicher Abschlusskoda beendet sie das Interview.